



Im Buchenhof.

Eine oberösterreichische Erzählung

von

Fanny Kalkenhauser.

4

7.

Und unterdessen lag im Buchenhofe die Franzi schwer krank danieder. — Zu gewohnter Zeit war sie an diesem Morgen aufgestanden und hatte kurze Zeit später ihre Kammer verlassen. Die halb verschlafen

aussehenden Dienstkleute betraten gleich nach ihr die Wohnstube; allen voran ging die Großmagd mit der vollgefüllten, irdenen Suppenschüssel. Der Lenz aber fehlte. Auf eine Frage des Bauern, warum denn wohl der Lenz so lange säume, erwiderte der zweite Knecht, daß er den Großknecht schon in aller Gottesfrühe aufstehen und aus dem Hause gehen gehört; zurückgekommen wäre derselbe aber seither nicht.

Die Franzi wußte nicht, weshalb die Nachricht sie mit so wunderlichem Schrecken durchfuhr. Im nächsten Augenblick gab sie dem Vater recht, als derselbe meinte: „Der Lenz wäre wohl zur Frühmesse ins Dorf gegangen

und hätte sich vorher noch an diesem Morgen die Gegend da herum einmal so recht betrachtet; bisher wäre er ja außer dem Weg ins Dorf nur so weit gekommen, als eben die Gründe des Buchenhofes reichten.“

Nach dem Essen hatte die Franzi über Wirtschaftsangelegenheiten mit den Mägden zu reden; denn was im Bereiche des Hauses lag, dem stand sie vor, und ihr Vater kümmerte sich darum nur so viel, daß er eben mit scharfem Auge zusah, ob auch alles sich in der herkömmlichen Ordnung befände. Dabei hatte er freilich noch immer erkennen müssen, daß die Franzi einen Nachseher nicht brauchte. Auch heute erörterte



Früher Verursacher. Nach dem Gemälde von Max Lebling.

sie mit den Mägden die Pflichten des Tages wieder aufs genaueste, ehe sie in ihre Schlafkammer hinaufstieg. Sie hatte nun eine geraume Spanne Zeit vor sich, bevor sie sich zum Kirchgang in das Hochamt ankleiden mußte.

Diese Zeit benutzte sie nun, um aus einer großen, grün angestrichenen Truhe, die mit umfangreichen roten und blauen Blumen bemalt war — deren Hersteller wahrlich nicht die Spur von einer künstlerischen Ader befehlen hervorzuholen. Die Truhe mit ihrem Inhalt war ein Erbeil ihrer verstorbenen Mutter; was seit vielen Jahren im Buchenhofe an feingespinnnem und danach mit der Hand zu köstlichem Linnen verwebtem Garn erzeugt worden, das war durch treue, mütterliche Fürsorge in diese Truhe gewandert.

Nun hob die Franzzi Stück für Stück der schneeig schimmernden Leinwand heraus, besah und prüfte und legte das Ausgewählte beiseite; zwei Stücke des feinsten Gewebes sollten zu Hemden für sie und den künftigen Gatten verarbeitet werden, milder feine wurden bestimmt für Bett- und Tischwäsche. — Endlich schloß die Franzzi die Truhe wieder; auf ihrem Bette aber lag die ausgewählte Leinwand in zwei Stößen aufgeschichtet; sie stand davor, betrachtete alles noch einmal und freute sich daran. Morgen sollte die Hausnäherin mit ihrer Gehilfin kommen und frisch an die Arbeit gehen — und in einigen Wochen lag da ein köstlicher Hausschatz an feiner, guter, haltbarer Wäsche!

„Mein, die Franzzi verschaut sich halt noch einmal in ihre Herrlichkeiten!“ rief auf einmal die Großmagd von der Thüre her; die Franzzi hatte das Öffnen der Thüre völlig überhört. „Ist aber auch eine wahre Pracht, wie die Stücker so daliegen!“ Die Magd war bei ihren letzten Worten näher getreten; nun fügte sie so nebenbei hinzu: „Ein fremder Bursch ist drunten, der mit der Franzzi was zu reden hält“, sagt er.“

Die Franzzi horchte auf. „Mit mir? Ein fremder Bursch? Was soll das sein?“ Sie wunderte sich, ging jedoch eilig hinunter. Drunten bei der offenen Hausthüre harrete der Pauli. Auf den letzten Stufen der Treppe lugte die Franzzi nach dem Burschen aus. Und da sie ihn augenblicks erkannte als denjenigen, welcher neulich bei der Hochzeit den Lenz so erschreckt hatte durch sein unvermutetes Erscheinen, da ging es ihr wie ein Stich durch das Herz. Was ihr der da zu sagen hatte, das betraf den Lenz, nichts andres! Das war ihr gewiß. Und durch den Körper ging es ihr bald wie ein siedendes Wallen, bald wie eine ihr Blut gefrierende Kälte. „Was willst von mir?“ fragte sie so hastig, als wollte sie in aller Eile wieder mit ihm fertig werden.

„Ich will nichts, gar nichts, nur zu sagen hab' ich dir was!“ versetzte der Bursche, und ein grinzendes Lächeln zog in den unschönen Zügen auf. „Aber so gach geht das nicht! Und allein müssen wir auch sein, damit uns niemand hört bei der Erzählung, die“ — er trat näher heran und dämpfte die Stimme — „die den Lenz angeht!“

Sie suchte nun doch zusammen, als sie es so klar hörte. Sollte sie es nun wohl erfahren, was dem seltsamen Wesen des Lenz zu Grunde lag? — Die Erregung in ihr wurde eine hochgehende, fieberhafte. „Bist vom Lenz geschickt?“ fragte sie.

Der Pauli nickte, noch immer sein grinzendes Lächeln auf den Lippen. „Ja, er hat mich geschickt; ich war' aber auch von mir selber aus gekommen! Denn ich hält' es ja nicht übers Herz bringen können, daß so ein sauberes Dirndl so unschuldig ins Elend hineinrennen thät!“

Die Franzzi war schon zur Wohnstübenthüre geschritten und hatte dieselbe geöffnet. „Komm!“ sagte sie kurz, herrisch. Das boshafte Lächeln im Gesichte des Burschen gefiel ihr nicht. Der sollte ihr gewiß nicht die Sache noch bunter machen, als wie sie etwa schon war! Sie hatte ihren klaren Verstand schon beisammen, daß sie wußte, wie sie daran war mit der Wahrheit von dem, was sie nun hören sollte! — In der Stube drinnen schloß sie das eine offenstehende Fenster und schob den Riegel an der Thüre vor. „So, jetzt kann niemand herein und hört uns auch niemand — jetzt red!“

Sie stand beim Tische vorn und richtete den Blick fest auf den Pauli. Der hatte beide Hände gemüthlich in die Hosentaschen geschoben und lehnte mit gleichmütiger Miene an dem großen Kachelofen neben der Thüre. „Ich will die Franzzi nicht lang hinhalten und auf eine Folter spannen! Der Lenz hat halt was am G'wissen, und da kann er die Eh' mit dir nicht eingehen mit einem Betrug. Die Franzzi muß erfahren, was es mit mir ist“, hat er gesagt; aber selber getraut er sich nicht, dir davon zu reden und dabei in dein Gesicht zu schauen. So hab' halt ich gehen müssen und muß ihm eine Antwort bringen. Denn ich weiß halt von der Sach' bald so viel wie er!“ Der Sprecher lachte auf, schallend, höhnisch, dann fuhr er mit gedämpfter Stimme fort: „Darf sich die Franzzi auf was Ordentliches gefaßt machen, damit der Schrecken nicht zu arg wird!“ — und langsam, ohne irgend

einen Nachdruck: „Der Lenz ist halt gefessen — drei Jahr Zuchthaus hat er auf sich!“

Selbst den rohen Burschen wandelte ein Stück echten Mitleids an, so totenblaß schaute die Franzzi plötzlich aus, so heftig schüttelte es ihren Körper im Schreck, im Entsetzen.

„Ja, das ist halt nicht so, als wie wenn er vielleicht einen Beiden gestohlen hält' oder einen Schaub Stroh! Das hat halt die Franzzi nicht erwartet, gelt? Schau, eingestekt haben sie mich auch gehabt gerad' zu derselbigen Zeit wie den Lenz, aber ich bin halt nur wegen einem kleinen Kaufhandel gefessen ein paar Monat; da sind wir halt gute Bekannte geworden, so weit als es gegangen ist, denn der Lenz ist halt von jeher ein wenig ein Stolz gewesen, der nicht —“

„Red nicht so viel!“ unterbrach ihn plötzlich die Franzzi mit einer harten, klanglosen Stimme. „Sag mir nur, wegen was er eingesperrt war — der Lenz.“

„Wegen was?“ Der Pauli rieb sich die Hände, blickte die Franzzi an, schaute dann rundum im Zimmer und sah dann wieder auf die Franzzi hin. Es war ein Gebaren, aus seiner boshaften Lust entspringend, das Dirndl da, welches so stolz thät gegen ihn, mit einem längeren Hinzögern zu martern. „Ja, wegen was?“ Und noch einmal eine kurze Pause, um dann jäh, unvermittelt, mit übermäßig lauter Stimme loszubrechen: „Umbracht hat er halt einen, der schlagen!“

Käseweiß im Antlitz, mit entsetztem Blick, so starrte die Franzzi auf den Burschen hin; die Füße schlotterten ihr, als wäre sie am Zusammenbrechen. In wildem Jagen lief das Blut durch ihre Adern, zu ihrem Gehirn empor, daß es wie Feuer in diesem glühte; wirre, unklare Gedanken flüchteten durcheinander, einmal zuckte es leuchtend auf in dem Chaos: „ob denn der dort auch die Wahrheit gesprochen?“ — aber das Licht erlosch wieder; es war die Wahrheit, eine schreckliche, furchtbare Wahrheit, die jener dort gesprochen; sie las in seinen lächelnden, feinen kalt und grausam lächelnden Mienen — und dachte dabei an das seltsame Wesen des Lenz, an seine sonderbaren Reden.

Und plötzlich war es ihr, als erlöschte das Feuer in ihrem Gehirn — still, langsam, tot schlich das Blut in ihrem Körper dahin; sie fühlte nichts von einem Schmerz, einer Qual, alle Empfindung schien in ihr zu ersterben. Daß sie mit langsamem Schritte zu einer Bank ging, am Tische sich haltend, davon wußte sie nichts. Sie horchte nur auf die Worte des Pauli, der ungestört weiter sprach, und dessen Stimme wie aus weiter Ferne zu ihr klang.

„Ja, erschlagen hat er halt einen — einen Bauer! In Streit sind sie gekommen über ein sauberes Dirndl, das ein jeder von die zwei gern mögen hält. Wer den ersten Schlag geführt hat, das weiß man nicht sicher! Der Lenz hat halt gesagt, der andre war' das gewesen, der zuerst angefangen hält; sonst war nichts herauszubringen aus ihm. Sie haben ihn halt verurteilt zu fünf Jahr Zuchthaus, und im Gnadenweg, wenn ich nicht irr', sind ihm wegen seiner unbescholtenen Eltern, seinem guten Vorleben und was noch alles, ein paar Jahr nachgelassen worden.“

Die Franzzi hörte alles deutlich, aber kein Zeichen an ihr verriet eine innere Bewegung. Die Kunde hatte schon zu tief in ihr Herz geschlagen, nun rührte nichts mehr daran. Wie und warum es geschehen, was lag daran — daß es geschehen, das war das Ganze! Lautlos verharrte sie, während der Pauli nun eine Pause machte, indem er wahrscheinlich auf eine Frage ihrerseits hoffte. Da sie nichts sprach, fing er wieder an: „Der Lenz wartet jetzt im Dorf drinnen auf mich, im Wirtshaus, daß ich ihm eine g'schriftliche Antwort bring', ob er wieder zurückkommen darf oder nicht. Er hat es mir aufgetragen, ich muß eine G'schrift von dir mitbringen, sonst thät' er es mir nicht glauben, und ich müßt' noch einmal daher gehen. Wenn du ihm den Abschied giebst, nachher sollt' ich auch gleich seine Sachen mitbringen, die er in seiner Kammer, zu einem Bündel hergerichtet, liegen hat.“

Die Franzzi erhob sich; ihre Augen funkelten plötzlich in Groll und Weh. „Eine G'schrift? Kennt er denn das nicht von selber, daß es aus ist mit uns zwei? Aber ich will dir das aufschreiben, wenn er's haben will, daß du nicht noch einmal zu rennen brauchst!“ Langsam, mit wankenden Füßen stieg sie die Treppe hinauf, schrieb in ihrem Kammerlein mit bebender Hand ein paar Zeilen und rief dann der Rosl, die dann das zusammengefaltete Blatt dem Burschen unten übergeben mußte. Es war gar kein Kampf in ihr, da sie die Worte schrieb; sie mußte ihn aufgeben, den Lenz; mit dieser Schande, die auf ihm lag, durfte er nicht ihres Vaters Sohn werden. Der alte, so ehrenhafte und stolze Mann würde sterben, wenn er es einmal erfahre. Und das andre — daß der Lenz eines Dirndls wegen zum Verbrecher geworden —, das hatte ihr die sanfte, tiefe Hingebung geraubt, die in ihr gewesen für ihn.

Freilich, als dann unten im stillen Hofraum — die Diensteute waren samt dem Bauer in die Frühmesse gegangen und noch nicht daheim — die Schritte

des Pauli verflangen, da rüttelte es sie aufs neue auf aus der stumpfen Betäubung, in die sie eben wieder versunken. — Er kam nicht wieder, der Lenz! Den sie geliebt hatte mit der ersten, einzigen, tiefen Liebe ihres Herzens, den hatte sie zum letztenmal gesehen, der war für sie verloren auf immer! — In leidenschaftlichem Schmerzensausbruch warf sie sich auf ihr Bett hin, krampfte die Finger in die Polster und jammerte herzbrechend auf.

Gegen Mittag fand man sie auf ihrem Bette liegend, in wilden Fieberphantasien. Und aus ihren wirren Fieberreden erfuhr ihr Vater, daß der Lenz nicht mehr kommen würde, daß eine Schande auf ihm liege, die ihm nicht abzunehmen sei.

Ueber eine Woche kämpfte die Franzzi gegen den Feind, der in ihrem Körper wütete und von ihrem so schwer betroffenen Herzen ausging. —

Und ehe noch der Herbst vergangen war, da wurde die Franzzi das Weib des Bergmehrs Peter, der aufs neue um sie geworben. Drei Wochen später fand in der Dorfkirche wieder eine Trauung statt, eine stille und äußerst einfache; der Lenz heiratete die Susi, die ehemalige Magd vom Bergmehrhofe. Daß er mit der tiefen, unauslöschlichen Liebe im Herzen für die Franzzi — eine andre nahm? Wie das so gekommen? Eines Abends hatte er zu dem alten Oberleitner, der Susi ihrem Vater, von baldigem Fortgehen gesprochen; die Feldarbeit hatte er ja mit fleißigen, flinken Händen zum größten Teil zu Ende geführt, und er war nicht mehr so dringend notwendig auf dem kleinen Bauerngütchen. Der alte, hilflos im Bette liegende, auf der rechten Körperhälfte gelähmte Mann schaute ihn aber stehend an und meinte mit seiner schwer verständlichen, stammelnden Sprache: „Ah geh! — Lenz, schau, wenn du halt gleich aufm Haus bleiben thät'st — bei uns? Du g'fallst mir b'sonders gut, und d' Susi, die könnt' sich keinen besseren Mann wünschen wie dich, — und ich mein', du bist ihr auch ganz recht. Magst nicht?“

Darauf hatte der Lenz der Susi und ihrem Vater eine traurige Geschichte aus seinem Leben erzählt — und am folgenden Sonntag wurden er und die Susi zum erstenmal verkündet.

8.

Ein Vierteljahrhundert war seither vorübergeflogen. Fünfundzwanzigmal war der Frühling ins Land gezogen und wieder verschwunden, zauberische Blütenpracht über die kahle Erde säend, sie zu neuem Leben erweckend. Nun war aber wieder der Winter ins Land gekommen, und dichter, fußtiefer Schnee lag um den Buchenhof, der genau noch so stattdich anzusehen war wie einstmals vor fünfundzwanzig Jahren. Nur hatte vor mehreren Jahren das Strohdach einer Ziegeldachung weichen müssen, von der freilich jetzt nichts zu sehen war durch die Masse des darauffliegenden Schnees.

Und eines war auf den Buchenhof gekommen — eines gegangen; zwei Jahre, nachdem die Franzzi einen Sohn geboren, hatte ihr alter Vater die Augen geschlossen für immer.

Die Franzzi aber war eine schöne, stattliche Bäuerin mit einem gar ernsthaften Wesen geworden. Sie trat eben unter die Hausthüre und schaute nach dem Ferdl, ihrem einzigen Sohne, aus, der zu Mittag ins Dorf gefahren war, um dem Wirt dort ein paar Fässer Most zu bringen. Nun hätte er schon wieder zurück sein können. Freilich, die jungen Bursche lockt bald dies, bald jenes zu einem längeren Bleiben im Wirtshause.

Doch dort, weit drüben an der Biegung des Weges wird ein dunkles Etwas sichtbar, welches die Bäuerin gar bald als das zum Buchenhofe gehörige Gefährt erkennt. Und dann sieht sie ihren Sohn abspringen vom Wagen. Er nimmt das Handpferd am Zügel und schreitet mit großen Schritten neben dem Gefährt einher. Ein stattlicher, hochgewachsener Mensch ist er, der Ferdl, und das Mutterherz hat seine Freude daran; das sieht man an dem warm aufleuchtenden Blick, der über die Gestalt des Sohnes hingeleitet. Sonst ist ja das bräunlichblasse Gesicht der Buchenhofsbäuerin tief-ernst im Ausdruck, und die Augen schauen für gewöhnlich mit einem stillen, nach innen gekehrten Blick.

Schon von weitem nickt der Sohn seiner Mutter zu, mit ihren scharfen Augen erkennt sie das leicht, und nun er nahe genug ist, ruft er seelenvergnügt: „Grüß dich Gott, mei' liebe Muatter! Da wären wir halt wieder alfer ganze — ich und die Falben und 's Fuhrwerk! Hab' schon gemeint, wir versinken zu tiefst im Schnee alle miteinander.“

„Geh, liegt denn der Schnee gar so tief?“ fragt die Bäuerin, und die Spur eines schalkhaften Lächelns zeigt sich in ihrem Gesichte. „Oder hast etwan beim Wirt zu tief in das Glas geschaut, daß dir nun der Schnee so viel vorkommt?“

Der Ferdl lachte. „Da schaut's her, was meine Muatter ihrem Sohn alles zutrauen thät! Dürft' der größt' Bump im Land sein, so kommt das jetzt heraus!“

„Daß du dich so brav erweist, das ist meine größte

Freud' im Leben, weißt es ja eh'," sagt die Bäuerin in einem stillen, wahrhaften Ton.

Und der Sohn nickt und nickt ihr zu mit frohsinnig glänzenden Augen und leitet das Gefährt an der Mutter vorüber und in den breiten Hofraum hinein. Die Bäuerin guckt noch eine Weile der hochgewachsenen Gestalt nach, die in dem kurzen, warmen Rodenrock, den hohen glänzenden Wadenstiefeln und der schwarzen Pelzmütze auf dem braunhaarigen Kopf einen flotten Eindruck macht. Dann kehrt sie sich um und geht ins Haus zurück. Eigenhändig richtet sie in der Vorratskammer ein Gläschen Zwetschgenbranntwein und setzt es dem Sohn vor, als derselbe vom Stalle in die Wohnstube hereinkommt. „Da trinkt, das wärmt dich nach der Kälten draußen," meint sie.

Der Sohn aber zählt erst aus einer großen roten Briestafche Geld auf den Tisch und schiebt es der Mutter zu. „Er hat mich gehandelt, der Damian von einem Wirt," sagt er. „Das nächste Mal bring' ich den Most in die Stadt hinein, dort zahlen sie mehr für unser gutes Trankel!"

„Mein, mußt halt den Wirt auch leben lassen, Ferdl!" meint die Franzi und nimmt langsam das Geld auf. „Er hat eine Schar Kinder, die er aufbringen muß."

Innigen Blickes sieht der Ferdl die Mutter an. „Freilich, Mutter, das ist wahr — und da hab' ich die drei kleinern Valger einem jeden ein Sechserl geschenkt zu guter Letzt auf den Handel hinaus," erklärt er.

„Du bist ein Narrentattel!" meint sein Vater, der am Tisch sitzt, aus einer kurzen Pfeife rauchend. „Das sind drei Sechserl! Und so ein schönes Geld wirfst hinaus für Leut', die dich nichts angehen."

„Na, Vater, ich hab' mir halt denkt, wenn ich ein paar Geschwister hätt' und hätt' einem jeden ein Kirtagsgeschenk gekauft, gerad' so viel hätt' ich anbracht. Und eine große Zech' kann ich auch nicht machen, ich kann ja schier nichts trinken, das weiß der Vater eh'. Und bei einem Wirt da gehört sich ein Gegengeschaft!"

Der Buchenhofer brummte unverständlich vor sich hin und erhob sich. Mit schwerfälligem Schritt, den Rücken etwas gebeugt, als ob er eine unsichtbare Last auf den Schultern trüge, ging er aus der Stube. An diesem Manne hatte die Zeit eine starke Veränderung vollbracht. Seine Strammheit war gewichen; das einst so frische, volle, gebräunte Antlitz war zu einem mageren, fahlgefärbten geworden, und in den Augen war ein unstillbares Schauern erschienen, ein unruhig wandernder, unfroher Blick, als hätte der Mann ein schlimmer Thun zu verbergen.

Sie hatten sich nie gestritten, er und die Franzi, in den ganzen langen fünfundzwanzig Jahren nicht ein einziges Mal, aber sie waren auch niemals froh zusammen gewesen; äußerlich ruhig, waren sie still, ohne viel Aufwand mit Reden nebeneinander dahingegangen, insgeheim mochte eins wie das andre fried- und freudlos sein. Die Franzi mühte sich freilich, ihren Mann nicht allzusehr merken zu lassen, daß sie keine Liebe zu ihm empfand, sie hatte ihn ja aus freiem Willen, freilich ihrem Vater zuliebe, der sie gerne verheiratet sehen wollte, genommen, nun mußte sie ihm auch ein rechtes Weib sein, über das er sich nicht beklagen durfte. Den Weg zu ihrem Herzen fand er freilich nicht; der war verschlossen auf immerdar.

Ihn selber, den Peter, faßte es im Anfang manchmal an in einem haßvollen Groll, in einer wahn-sinnigen Eifersucht auf den einen, der der Franzi Herz befehlen, und es drängte ihn dann gewaltsam, es zu versuchen, ob er nicht das Andenken an den andern aus ihrem Herzen löschen könne. Aber wenn er seine Zurückhaltung aufgeben, sein heißes Wünschen und Wollen einmal überfluten wollte in begehrenden Worten, in leidenschaftlichen Reden, dann legte es sich wie ein Damm vor die Ungebärdigkeit seines Innern; ein Gefühl der Schuld an ihr belastete seine Seele und scheuchte die begehrenden Worte von seinen Lippen zurück.

Franzi merkte nichts von dem, was ihren Mann quälte; sie hatte kein Auge dafür und fand mit sich selber genug zu thun. Und dann — je länger ihre Ehe so dahinfließ in äußerer Ruhe, in innerlichen Kämpfen, um so mehr nahm der Mann ein rauhes Wesen an, zeigte er seiner Umgebung eine abstoßende, grimmige Außenseite. Unter diesem Wesen litt die Franzi nicht im mindesten; sie hatte sich, als sie diese Ehe einging, auf ein Leben gefaßt gemacht, welches keine Freuden und Annehmlichkeiten für sie barg; so nahm sie diese abstoßende Rauheit im Wesen ihres Mannes als etwas Unerquickliches, aber Unabwendbares schweigend mit in den Kauf. Eines hatte sie ja, was sie jede böse Stunde gleich wieder vergessen ließ: ihr einziges Kind, ihren Sohn. Schon im Anfang des zweiten Ehejahres hatte sie ihn geboren, und ihr weiches, leidenschaftliches, so liebesfähiges Herz hatte sich dem Kinde zugewendet in einer tiefen, warmen,

selbstvergessenden Neigung. So viel sie freie Zeit hatte, beschäftigte sie sich mit dem Kinde, und unter dem Einfluß ihrer gemüthvollen Natur, ihres liebevollen Herzens wuchs an ihm ein guter, treuer, sanft-heiterer Mensch heran. Mit jedem Tag freute sie sich mehr an ihm. Und jetzt, wo er groß und ein so braver, sauberer Bursch geworden, jetzt meinte sie oft, sie würde sich versündigen, wollte sie sich nicht mit dem Geschick ihres Lebens ausöhnen. Jetzt, wo sie einen solchen Menschen ihr eigen nannte, jetzt durfte ihr Herz nichts mehr spüren von jener schmerzlichen Sehnsucht, die sie in einsamen Stunden, in stillen, schlaflosen Nächten schon so oft überkommen. Der eine, den sie einst begehrt hatte als Glück ihres Lebens, er war ja nichts gewesen gegen diesen, der ihr zugehörig war; der war nicht gut gewesen, sondern ein sündiger, verlorener Mensch.

Der Venz! Sie hatte ihn nicht mehr in der Nähe gesehen, da sie sich mieden wie Feinde. Sie wußte es, daß er geheiratet, hatte auch vernommen, daß er ein Kind besaß, eine Tochter, und daß er ein Bauer war wie kein anderer in der Umgegend; Strebsamkeit und Eifer bei der Arbeit, eine merkwürdige Umsicht in wirtschaftlichen Verhältnissen war ihm eigen, dazu der sparsame, allem Ueberflüssigen abholde Sinn — aus dem allen war es gekommen, daß aus dem Kleinbauern in einem Zeitraum von achtzehn Jahren ein Großbauer geworden; das „Oberleitnerhäusel" hatte es einst geheißt, nun hieß es das „Oberleitnergut". Langsam hatte der Venz ein Stück Grund um das andre dazu gekauft, eine Kuh um die andre in den Stall gestellt, bis er vor sieben Jahren sich ein großes, stattliches Haus erbauen ließ und das bisherige Wohnhäuschen zur sogenannten „Ueberlände" wurde.

Seit vielen Jahren lebte bei dem Venz sein alter, weißhaariger Vater. Der Franzi war derselbe einmal bei einem Kirchenbesuch gezeigt worden, und sie hatte lange in einer seltsamen Nüchternheit dem kleinen Männlein nachgesehen, das langsam und gebückt auf müden Füßen dahinschlief und ein gar mageres, von Sorge oder Kummer durchfurchtes Antlitz hatte, — bis sie jäh die Nüchternheit von sich abschüttelte und eilig ihren Weg fortsetzte. Was ging sie der Vater jenes Mannes an? — jenes Mannes, der sich so leichtlich eine andre zum Weibe nehmen konnte, nachdem er sie nicht bekommen! Mit derartig abweisenden Gedanken suchte sie auch jedesmal die oft aufsteigende Sehnsucht zu ersticken, und es gelang ihr auch immer für eine Zeit lang. Hatte der Schrecken, das Entsetzen vor dem Verbrechen, noch mehr aber ein starkes Ehrgefühl und die Liebe für ihren Vater sie einst bewogen, den Venz von sich zu stoßen, so hatte die rasche Heirat desselben ihr im stillen trauernden Herz tief verlehrt, und die ersten Jahre hindurch empfand sie kein Sehnen nach dem Mann, durch den ihr so weh geschieden. Danach aber, als der Mann in den Mund der Leute kam durch seine Wirtschaftlichkeit und rasches Wohlhabendwerden, als sie allseitig Worte der Wertschätzung, ungemeiner Achtung vernahm, da schlich es zeitweise in ihr Herz: eine qualvolle Lust zum Denken an ihn, ein tiefes, wehes Verlangen nach seinem Anblick.

Sie drückte dies Empfinden nieder mit ernstem Willen — sie hatte ja einen Mann, dem sie Treue in Wort und Gedanken gelobt hatte. Und — und der andre verdiente es nicht, um ihre Willen nicht, daß sie an ihn dachte. Nein, der Venz verdiente es nicht! Das dachte sie auch jetzt wieder, als sie ihrem aus der Stube schreitenden Mann mit dem Blick folgte und dabei allerlei Gedanken durch ihren Kopf gingen. Und dann lächelte sie plötzlich über sich selbst; — sie war eine alte Frau geworden und hatte einen großen Sohn — da war es doch mehr wie dumm, daß sie sich noch Gedanken machte über einen, den sie geliebt hatte, als sie jung gewesen!

Die Frau nahm plötzlich den Kalender, der an der Wand neben dem Tisch hing, herunter und blätterte, bis sie den Monat Dezember vor Augen hatte; auf das weiße, leere Merkblatt daneben schrieb sie einen kurzen Vermerk: an welchem Tag der Most verkauft worden, wieviel und zu welchem Preis. „So!" sagte sie dann befriedigt und hing das Büchlein wieder an seine Stelle zurück. Dann sah sie nach dem Sohn hin, der an dem großen Kachelofen stand und sich wärmte, indem er den Rücken und die Handflächen an die warmen Kacheln drückte.

„Ist eine schneidige Kälten draußen heut, Mutter!" sagte er wie beiläufig und nickte ihr zu. „Ist mir frei durch und durch gegangen. Muß frei morgen gehen und den Schneider bestellen, daß er mir auf meinen Pelz einen neuen Oberstoff draufmacht, das Rodenrödel da ist mir wahrhaftig zu kalt jetzt."

Die Buchenhoferin nickte. „Hätt'st ihn heut gleich bestellen können! Hast nicht dran denkt? Der Vater brauchet ja eh' auch eine neue Hosen."

Der Ferdl aber hatte plötzlich etwas andres im Sinn; ein vergnügter Ausdruck zog über sein Gesicht. „Du, Mutterl, die Neugierde aber, die ich heut mitbring'! Da wirst schauen! Hätt' bald drauf ver-

geffen! Der Hannesvetter ist mir begegnet — sein Bub hat sich versprochen mit der Wegscheider Agatha!" „Die Agatha nimmt er sich?" Die Franzi schlug die Hände zusammen vor Staunen. „Aber geh, die zwei sind sich ja doch allereinst vom Schulgehen her so feind gewesen und hat jetzt alfer große eins das andre nicht angeschaut!"

Der Ferdl nickte. „Freilich, freilich! Wenn einmal die Red' gerad' auf die Agatha kommen ist, nachher hat es allemal gleich geheißt bei ihm: „Das Wirt! Das rothaarete, ungute Ding! Und jetzt heiratet er sie! Muß ihn auf einmal über Nacht die Lieb' angeflogen haben als wie die Blümlerln der Tau! In drei Wochen ist die Hochzeit, und ich soll der Agatha ihren Brautführer abgeben."

„Kannst nicht, nein" sagen bei einem so nahen Freund, wie der Hannes ist," meinte die Franzi.

„Freilich nicht. Ich hab' aber auch versprochen müssen, daß ich dem Vater und der Mutter zured', daß alle zwei kommen. Der Hannes kommt eh' selber ins Einladen, und er will eine Zusage' erhalten, sonst freut ihn der Tag nicht die Hälfte so — hat er gemeint."

Die Franzi zuckte die Schultern. „Bin nirgends mehr gewesen seit meinem eignen Ehrentag!" sagte sie wie für sich hin, um dann nach einer längeren Weile erst hinzuzufügen: „In der nächsten Verwandtschaft hat nie wer geheiratet, und — ich hab' so keine Freud' gehabt. Freilich, der Hannes — na ja! Wenn der Bauer geht und daß es ihm recht ist, nachher kommen wir halt zu der Tafel. Mußt ihm's halt sagen, dem Vater, Ferdl!"

Damit erhob sich die Buchenhoferin, um die Stube zu verlassen, da die Arbeit sie in die Küche rief; an der Thür wendete sie sich jedoch noch einmal um mit der Frage: „Was für eine wird denn die Zubratt?"

Der Ferdl zuckte die Achseln. „Ich weiß das nicht. Ich hab' auch gar nicht gefragt," meinte er gleichmütig, und seine Mutter entfernte sich ohne ein weiteres Wort. Ein stilles Sinnen war in ihrem Angesicht, und schier verstohlen huschte einmal ein sonniges Lächeln darüber hin. Was sie selber entbehren hatte müssen, für den Sohn erwünschte sie es aus tiefstem Herzen: eine echte, heiße Lieb', die er in seine künftige Eh' mit hineinbringen dürfte. Und seit langem beobachtete sie ihn, ob er nicht an der einen oder andern tiefen Gefallen fände, aber sie hatte nichts entdeckt — er blieb gleichmütig neben dem hübschesten Dirndl. Und eigentlich hatte ihr selber auch keine so recht gefallen — für ihn. So — aus diesem Beweggrunde heraus hatte es sie vorhin interessiert, wer bei der betreffenden Hochzeit die Zubratt sein würde; — denn bei einer Hochzeit giebt es eine gar gute Gelegenheit für junge Leute, einander kennen und lieben zu lernen.

Drinnen in der Küche, als die Franzi vor dem kalten Herd stand, bereit, ein Feuer anzumachen, faltete sie plötzlich die Hände. „Wenn nur mein Bub, mein Ferdl, einmal glücklich wird in seinem Leben!" murmelte sie in inbrünstigem Flehen.

9

Still und klar, in früh beginnender Dämmerung senkte sich der Weihnachtsabend nieder.

Im Buchenhof war reges Leben. Die Arbeit mußte bald gethan sein, früher beendet wie sonst, damit die Leute den Abend würdig feiern konnten. Gegeben wurde zu Abend nichts, mit Veten und dem Singen von heiligen Liedern brachte man einige Stunden zu, dann wurde der Gang zur „Nette" angetreten. Es war eine hübsche Schar beisammen, da alle Dienstleute mitamt dem Bauern und dessen Sohn gingen; nur die Bäuerin blieb daheim, um den Hof zu hüten, sie mußte „gamen", wie der Ausdruck dafür lautet. — Erst schritt man ein wenig wortkarg dahin durch den tiefen Schnee. Die mitgenommene Laterne sandte nur einen spärlichen Schimmer durch die ziemlich dunkle Nacht. Die Mondscheibe stand in Sichelform am Himmel und gab schier keine Helle.

Allmählich wurde es lebhafter auf dem Weg. Erst stießen die Leute vom Bergmehrhof zu den Wanderern, dann kamen immer wieder von dem und jenem Bauernhaus Kirchgänger dazu. Und jetzt wurde es laut, lustig. Ein paar Sangeslustige unter den Burschen und Dirndeln fingen zu singen an, diesmal freilich nicht die altgewohnten Schnadahüpfeln — damit durfte der feierliche Abend nicht entweiht werden —, sondern ein frommes Kirchenlied. Die andern plauderten zusammen, scherzten und neckten einander. Der Buchenhofer ging mit seinem Bruder, dem jetzigen Bergmehrbauer, voran; ein gutes Stück hinter ihnen, inmitten einer fröhlichen Schar, befand sich der Ferdl. Eifrig, in bester Laune plauderte er mit seinen Begleitern. Selbst die Krenhofer Rofi, die eine saubere, reiche Bauerntochter war und die den Ferdl besonders gern sah, empfing heute manch scherzhaftes Anrede von ihm; sonst that er immer ein wenig stolz und spröde, wenn er sie traf — sie ließ es ihn zu viel merken, daß sie ihm zugeneigt war. Wenn er sich einmal eine nahm,

dann mußte die sich suchen lassen, nicht ihm von selber in die Arme laufen. Heute schlug ihr das Herz bis an den Hals hinauf vor Freude und der urplötzlich erwachten Hoffnung, sie sei dem Ferdl doch nicht gleichgültig. Lange dauerte freilich ihre Glückseligkeit nicht, denn auf einmal geriet der Ferdl in eine neu hinzugekommene Schar, und nun schaute er sich auf dem ganzen Weg nicht ein einziges Mal mehr nach ihr um. Nach der Messe aber sah sie ihn gar nicht mehr. Er ging als einer der letzten aus der Kirche. Dazu hatte ihn aber nicht etwa eine innige Andacht veranlaßt, sondern ein junges Dirndl, das auf der untersten Stufe vor dem Marienaltar kniete. Es trug das Haupt tief gesenkt, und er sah das Gesicht von der Seite. Daselbe erschien ihm fremd. Möglicherweise, daß er es schon einmal gesehen, aber nicht in Gedanken behalten hatte. Doch mußte das dann schon lange her sein, derweilen das Dirndl noch ein Kind gewesen — denn wenn es erst vor kurzer Zeit gewesen wäre, dies rofige, seine Gesichtlein hätte er gewiß nicht vergessen. Wie ein schönes, zartes Blümlein kommt ihm dies Gesicht vor. Eine innige Frömmigkeit liegt auf den hübschen Zügen, und immerzu bewegt sich leise der blühende, weiche Mund in dem Lispeln eines Gebetes. Er kann den Blick nicht wenden von ihr, bis sie auf einmal unvermutet einen flüchtigen Blick herüberwirft zu ihm; da schaut er in ein Paar schimmernde, große, helle Augen. Wie ein sanfter Schauer geht es zu seinem Herzen, und dann quillt es warm, wohligh in seinen Adern — ein wunderliches Empfinden, das er heute zum erstenmal spürt.

Beim Verlassen der Kirche hält er sich dicht hinter dem Dirndl — etwa hört er zufällig, wer sie ist oder wie sie heißt. Wissen möchte er das gar zu gern.

Außen bei der Kirchenthür sieht sich das Dirndl ein wenig um, dann geht es schnell durch das Gewirr

um sich, dann stößt er seinen Nebenmann in die Seite und raunt ihm zu: „Du, Leonhardl, weißt nicht, ist das Dirndl dort 'leicht dem Oberleitner seine Tochter? Gerad' aus, ein kleines Stüdel vor uns steht sie.“

Im nächsten Augenblick nickt der Angesprochene:

„Freilich, dem Oberleitner seine Sephi ist das. Gelt, das ist ein Dirndl, ein besonderes? So viel sauber, wie die ist!“

„Hat er 'leicht nur die einzig' Tochter?“ fragt der Ferdl hastig weiter.

„Ist gewiß! Und Söhn' hat er auch nicht! Du, das ist eine Schwere, die! Fallt ihr einmal der Hof zu und Geld auch noch.“

Der Ferdl nickt. „Das weiß ich, daß der Oberleitner volle Taschen hat. Da geht es gewiß recht zu um das Dirndl?“

„Ja, ja, schon; aber die Sephi schaut keinen an. Ihr Vater und ihre Mutter sind ihr halt all's. Na ja, sind die Jahr! noch nicht recht da, wo sich eins um d' Buben ordentlich umschaute — ist ja erst siebzehn Jahr alt gewesen. Der Killinger Peter hält' halt seinen Gusto drauf! Aber der darf sein Gesicht erst ein wenig umformen lassen, daß er zu dem saubern Dirndl paßt!“ Und der Sprecher lachte, leise, unterdrückt — das aufgedunsene Gesicht des Besprochenen mit dem breiten, schwülstigen Mund, dem Miniaturkunststück von einer Nase und den Glohaugen mußte deutlich im Geiste vor seinen Augen stehen.

Der Ferdl, der den Peter auch gut kannte, lachte mit, dabei aber sah er dem Dirndl nach, wie es sich an der Seite des Vaters nun durch das Gedränge entfernte.

Auf dem Heimweg war der Ferdl bei weitem nicht



Hauptthor des Artillerielagers bei Tsingtau.

der Leute auf einen großen, kräftig gebauten Bauer zu. Der Ferdl sieht plötzlich schärfer zu; das muß ja der Oberleitner sein — freilich ist er's! Er hat denselben in der Kirche und auf dem Weg manchmal gesehen, im Wirtshaus ist der Oberleitner selten zu treffen.

Gehört dem das Dirndl eigen zu oder ist es nur auf seinem Hof bedientet? — Hastig sieht der Ferdl



Artillerie- und Ofslager bei Tsingtau, von Süden aus gesehen.

Bilder aus Deutsch-China. Nach photographischen Aufnahmen der Graphischen Gesellschaft in Berlin.



Berholung auf der Alm. Originalzeichnung von Aug. Dieffenbacher.

so gesprächig wie auf dem Weg zur Kirche; er hatte beständig ein rosiges, schönes Mädchen Gesicht vor Augen.

Forschend ruhte der Blick der Mutter auf dem Sohn, als man daheim beim Essen saß. Er war merkwürdig still; war er auch sonst nicht der Lautesten einer, so redete er doch gern ein Wort darein, wo es sich schickte und fügte; heute fiel selten ein Wort von seinen Lippen. Und er hatte ein so eigenes, spaßiges Gesicht. Um das köstliche Schmalz, die geräucherten Zungen kümmerte er sich schier gar nicht, während es sich die andern nach dem langen Fasten wohl schmecken ließen. Manch lustige Rede fiel von den Lippen des einen oder andern — man übte sich gleich heute ein auf die kommende Faschingslust —, der Ferdl aber schien davon gar nichts zu hören, keine Miene verzog sich in seinem seltsam nachdenklich erscheinenden Gesicht.

Vor den Leuten war die Buchenhöferin nicht gewohnt, viel Sorge und Zärtlichkeit für den Sohn zu zeigen, so wartete sie auch jetzt mit einer besorgten Frage an ihn, bis die Leute sich entfernt hatten; — der Bauer hatte nicht viel gegessen und war schon längst, da er den Schlaf nicht mehr verhalten hatte können, in seine Kammer hinüber geschritten.

Die fest aufstapfenden Schritte der Knechte und Mägde verhallten im Flur draußen, eine fröhliche Stimme rief dazwischen hin: „Gute Nacht, Leuten!“ dann trat eine lautlose Stille ein. Sekundenlang schaute die Buchenhöferin auf ihren Sohn hinüber. Die vor ihm stehende Unschlittterze warf ihren flackernden Schein über sein Gesicht, das so wunderbar zerstreut ausah. „Bub, was sinnierst denn?“ fragte die Mutter plötzlich. „Den ganzen Abend machst ein Gesicht, als wärst nicht bei dir selber. Oder ist dir leicht nicht gut, ha?“

Da legte der Sohn beide Arme quer über die Tischplatte und sah lächelnd die Mutter an. Ein tiefes Atmen hob seine breite Brust und über seine Züge ging ein Ausdruck wie von einer besonderen, stillen Freude. „Aber na, Mutterl, gerad' besonders gut ist mir heut, ich sag' es dir!“ Und er nickte und lächelte ihr zu, und es war ihm, als müßte sie ihn verstehen. Dann, nach einem kurzen Moment des Zauderns, fügte er hinzu: „Mei, Mutter, weißt es denn, daß mitten im Winter auch schöne Blümchen blühen thun?“ Und da ihn die Mutter verwundert, wortlos ansah: „Schau, ein Dirndl hab' ich heut gesehen, ein besonders schönes — so fein und so lieb als wie ein zierliches Blümchen!“

Die hochgewachsene Gestalt des Burschen erhob sich jäh nach den Worten; noch einmal nickte das frische, bräunliche Gesicht der Mutter zu mit herzinnigem Blick; dann durchmaß der Ferdl mit festen, hastigen Schritten die Stube. Die Hand auf die Klinken legend, sagte er ein freundliches: „Gute Nacht, Mutter!“

„Ferdl!“ rief die Buchenhöferin mit eigentümlich zitternder Stimme. „Ferdl, wer ist denn die, die dir so gut g'fällt?“

Sein Gesicht blieb von ihr abgewendet, seine Linke hob sich zu einer sanft abwehrenden Gebärde. „Frag heut nicht, Mutterl! Ein andermal. Gefallen thut sie mir besonders — ob weiter was draus wird, muß man erst sehen!“

Er überschritt die Schwelle. Ein kalter Luftstrom quoll durch die geöffnete Thür in die warmgeheizte Stube hinein, dann fiel die Thür sachte ins Schloß. Die Buchenhöferin erschauerte leicht; sie zog das warme Tuch über der Brust dichter zusammen. — Kam es nun, das Glück für den Sohn, das sie in ihrem leidenschaftlichen Herzen für ihn begehrt hatte?! Sie sollte nun doch eine tiefe Freude empfinden um seinetwillen, aber ein seltsames Bangen bedrückte sie. War es etwa das, daß ihr Sohn ihr nun nicht mehr so gehören würde wie bisher?

Sinnend starrte die Buchenhöferin in das kleine Lichtflämmchen hinüber und merkte doch gar nicht, daß dieses nach einer Weile wunderbar zuckte und knisterte, bis es auf einmal gäh in die Höhe fuhr, gleich darauf zusammensank und in einem Nu verlöschte. Die Franzisi sah mit einemmal in tiefster Finsternis. Da suchte sie sich tastend den Weg in ihre Kammer nebenan.

10.

Mitten in der schweißigen, weißen Winterpracht lustig schallende Klänge: durch das sonst so stille Thal schmetterten ländliche Musikanten frohe Ländlerweisen. Hochzeitssklänge!

Unter der Thür des Wegscheiderbauernhauses steht die kleine, rundliche Bäuerin, in der wir wohl schwerlich mehr unsere einstige Bekannte, die Rosl vom Buchenhöf, welche einstmals mit dem Wegscheider Sepp zur Hochzeit des Hannesdotters fuhr, erkennen. Sie hat seither einen recht stattlichen Leibesumfang gewonnen, welcher verrät, daß es ihr im Verein mit dem Sepp nicht schlecht ergangen ist. Hinter ihr steht die alte Mutter ihres Sepp, die, zufrieden mit ihrem Gesicht, in ihrem Ausgedingstübchen im oberen Stock ihre Tage verbringt. Eine ihrer mageren, zitterigen Hände hat die alte Frau auf die runde Schulter ihrer Schwieger-

tochter gelegt, mit der andern Hand fährt sie immer wieder rasch über die Augen, die so alt und müde geworden sind, daß sie nicht einmal mit einem ruhigen Blick in die Ferne ausschauen können, sondern alle Augenblicke durch aufsteigendes Wasser getrübt werden. „So ein dummes Gesicht, wenn man hat!“ murmelt sie manchmal vor sich hin, aber es klingt beim besten Willen gar nicht ein bißchen ärgerlich. Die „Wegscheider-Seppin“, wie man die junge zum Unterschied von der alten Wegscheiderin heißt, dreht sich denn auch auf einmal unvermutet herum, als die alte Frau eben wieder ihren unwillig sein sollenden Ausdruck gethan, und sagt in gutmütigem Spott: „Freilich, wenn man sich selber nimmer recht zwingen mag, nachher muß man halt dem Gescha die Schuld geben! Nimmt sich d' Mutter doch ein bißl zusammen, sonst lachen uns ja die Leut' aus! 's Dirndl geht uns ja nicht aus der Welt, meint' ich!“

Die Alte nickte. „Na ja, na ja, aber aus dem Haus kommt uns die Agatha doch, und wenn man so ein Menschenl von klein auf hat aufwachsen gesehen, nachher ist's einem halt eine schwere Sach', wenn man's —“ Sie brach mit schier versagender Stimme ab und wischte wieder mit dem Handrücken über die „dummen“ Augen.

Die Bäuerin aber machte plötzlich eine lebhaftere Bewegung und deutete mit der Hand hinüber nach der Wegbiegung, wo eben die ersten zwei Musikanten sichtbar wurden. „Jetzt kommen sie schon, schaut d' Mutter!“ rief sie, lehrte sich flugs ins Haus zurück und schrie mit voller Lungenkraft: „Sepp — Dirndl, kommen thun s', daß ihr's wißt!“ Dann stand sie wieder auf der Schwelle und schaute den Ankommenden entgegen. Sie mußte ihnen den ersten Willkommensgruß bieten. Die Musikanten hatten bis zum Hause den Vortritt, hier aber stellten sie sich zu beiden Seiten der Hausthür auf und ließen die Nachfolgenden über die Schwelle treten. Voran ging der Bräutigam, ein kleiner, stämmiger Mensch, mit dem Brautführer, dem Ferdl. Mit kräftigem Handschlag begrüßte die Bäuerin erst diese beiden, dann die andern alle; dann lud sie freundlichst alle ein, ins Haus zu treten.

In der geräumigen, niederen Wohnstube stand inmitten der Bauer, und nun ging es aufs neue ans Begrüßen. Unterdessen trugen die Bäuerin und die alte Wegscheiderin eilig große Schüsseln mit Einnachsuppe auf; danach kamen zwei Fleischspeisen auf den Tisch und zu guter Letzt Krapfen und eine süße Mehlspeise zugleich. Die Wegscheider Leute hielten es noch mit der guten alten Zeit, wonach der sogenannte „Auszug“ ordentlich gefeiert wurde; „denn“, meinte der Bauer, „wenn man alser hungrige in die Kirchen geht, nachher kann man halt keine ordentliche Andacht haben; da laßt einem der Magen alleweil keinen Fried'. So eine leere Kaffeesuppe, wie's jezt modisch ist, die macht einem ja nur hungrig!“

Viel Gerede gab es nicht während des Essens, man spütete sich, weil man nicht viel Zeit übrig hatte. Am meisten schien es der Bräutigam zu verärgern, denn der schluckte die Suppe fiedendheiß hinunter, kostete dann hastig von den andern Gerichten, rückte dabei unruhig auf seinem Stuhl hin und her und sah immerzu nach der Thür hin. „Wo bleibt denn d' Agatha so lang?“ fragte er endlich die Mutter seiner Braut.

„Ja, weißt, die Agatha und ihre Zubraut, die zwei, die richten eine die andre zusammen; laßt sich's keine nehmen, das. Sie haben sich ja alleweil so viel gern gehabt, die zwei, und sind von Kindheit auf alleweil beisammengesteckt, wenn es ein wenig sein hat können. Das merkt man halt heut auch — d' Agatha hat ihre Kameradin eine ganze Woche schon bei ihr b'halten. Wenn s' zugleich hergerichtet würden, die zwei, da wären sie allebeid' lang schon fertig. Aber erwart'st es schon noch, 's Schwiegersohn! Und das bißl Warten schadet dir nicht, 's Gebuldigein muß man eh' beizeiten lernen im G'h'and! Ja, ja, du!“

Ihm lachend zurecht, trat die Bäuerin nun wieder zu den andern. Die Gebuld des angehenden Ehemannes wurde aber nicht mehr länger auf die Probe gestellt, denn kaum eine Minute später ging die Thür auf und die Braut kam mit der Zubraut und noch einigen andern Mädchen herein. Funkelnd glänzte das Gesicht, welches die Braut trug; es wurde vom Strahl der Winter Sonne, welche mit ihrem matten Schein zum Fenster hereinbrang, getroffen; mächtig lange goldene Ohrgehänge zierten die rosigen Ohren, und eine vielreihige silberne Halskette mit einer breiten, edelsteinbesetzten Schließe vorne lag um den lichtbräunlichen Hals. Das Brautkleid war von blau und rot schillernder Seide; eine Schürze aus schwarzer Brokatseide und eine schwarze Atlasjacke, mit Sammet unterfüttert, vervollständigten den Anzug. Sie machte sich gar nicht so übel heute, die junge Braut, wenn auch ihr Gesicht keine Schönheitslinien aufwies, und dazu trug wohl der Schimmer einer tieferen Freude, der auf dem sommerprossigen Antlitz lag, das meiste bei.

Wie ein lüchtes, wunderhohes Bild erschien neben

der nicht schönen Braut ihre Begleiterin, die Zubraut. Von dem tiefbraunen, seidnen Kleide hob sich ihr blonder Kopf, das rosige, feine, liebliche Antlitz mit den leuchtenden blauen Augen ungemein reizvoll ab. — Und dort drüben am Tisch hatte es auch einen jäh emporgerissenen beim ersten Blick auf das schöne Dirndl, und ein kurzer Laut der Verwunderung und freudigen Überraschung entschlüpfte den lichtbraun bebärteten Lippen.

Der Ferdl war es. Leuchtend, selbstvergessen hing sein Blick an dem jungen Mädchen Gesicht. Er hatte es nicht erwartet, daß er sie heute sehen würde, die Sephi — und nun war sie gar mit so einem Ehrenamt betraut, welches ihm heute recht viel Gelegenheit geben würde, mit ihr plaudern zu dürfen.

Die Messer und Gabeln kamen nun mit einemmal in Ruhe; man hörte zu essen auf und erhob sich. Es war Zeit zu gehen; bis der langsam wandelnde Zug die Kirche erreichen konnte, dauerte es schon noch eine Weile, und es fehlte nicht mehr viel auf die angeordnete Zeit. — Der Ferdl war mit dem Bräutigam zur Braut herangetreten, und beide gaben derselben die Hand zum Gruß. Sich halb der daneben stehenden Sephi zuwendend, sagte die Braut dann zum Ferdl scherzend: „Da schau einmal, was du für eine saubere Gefährtin erhaltst heut! Da darfst brav aufpassen, daß sie dir nicht abhanden kommt! Um so einen sauberen Schatz da geht's zu, und du mußt heut ihren Schutzherrn machen, meiner lieben Sephi!“

„Nu, nu, leicht brauch' ich gar noch ein paar Hund' auch mit, die mich bewachen!“ Und lachend legte die Sephi bei den Worten ihre Rechte in die dargebotene des Ferdl. Aber der schaute ihr so eigen, mit so warmem, tiefem Blick in die Augen, daß sie urplötzlich glühend rot im Gesicht wurde bis über die schmale, von dem blonden Haar umrandete Stirn hinauf.

Beim „goldenen Löwen“ im Dorf waren lange Tafeln aufgestellt für die Hochzeitsgäste, es waren deren an hundert Personen, und die brauchten Platz.

Der Buchenhöfer und sein Weib waren auch angefahren gekommen und waren gerade zurecht eingetroffen, um der Trauung noch beizuwohnen zu können. Nun saßen sie mit den andern an der Tafel, und die Franzisi plauderte eifrig mit ihren Nachbarn und Nachbarinnen, freilich am meisten mit ihrem sogenannten „Beisitzer“, dem Nachbarn zu ihrer linken Seite, dem sie zugeteilt war. Dazwischenhin flogen aber ihre Blicke sehr oft zu ihrem Sohn hin, der ihr schräg gegenüber am oberen Ende der Tafel saß. Es kam ihr vor, als lächle er so sonderlich, und einmal sah sie, wie sein Blick lange unverwandt auf dem Gesicht der Zubraut ruhte, den Ausdruck in seinen Augen konnte sie jedoch nicht wahrnehmen. Da — nun schaute er schon wieder starr auf das Gesicht des Dirndls.

Die Buchenhöferin wandte sich plötzlich zu ihrem Beisitzer und fragte leise: „Du Hofinger, hörst, was ist's denn eigentlich für eine, die schöne Zubraut dort? Ich mein', ich hab' sie schon öfters gesehen, weiß aber nicht, wem sie angehört.“

„Na, schau aber da her, jezt kennst nicht einmal unsern reichsten Bauer vom Dorf sein Dirndl!“ versetzte der Hofinger in größter Verwunderung. „Aber so was! Dem Oberleitner seine Sephi ist's.“

(Fortsetzung folgt.)

Früher Berufseifer.

(Bild S. 561.)

Was ein richtiger krummbeiniger Teufel ist, zeigt auch all die besonderen Vorzüge seiner sympathischen Art: Mut, Klugheit, praktischen Sinn und einen gewissen, angeborenen Mutterwitz, der, wenn's not thut, erseht, was der Rasse an Gelehrsamkeit abgeht. Von dieser Stufe ihrer Vollendung sind nun allerdings die drei jungen, tappigen Dachsbabies unsers Bildes noch gar weit entfernt; einstweilen entwickeln sie nur die erste der genannten Tugenden, und zwar in nicht ganz rühmendwerter Weise. Neben ihrem Stallheim hat eine Karnickelfamilie, gleichfalls mit drei Spröhlingsen beglückt, ihr Quartier gefunden, und bis anhin lebten sie auch ganz friedlich unter dem einen Dach. Nun aber haben die heranwachsenden Dachsels unvermittelt „ihren Beruf entdeckt“, und seitdem ist kein Friede mehr. Die alte Hähin soll sehr ungehalten sein darüber, um so mehr, als sich Frau Waldbine, die Dachsmama, wenig gesagt, gleichmütig dabei verhält; so etwas wie ein „ich kann's nicht rühmen, nicht verdammen“. Aber was ist da zu machen — Art läßt eben nicht von Art!

28.

Deutsch-China.

(Bild S. 564.)

Unfre jüngste koloniale Erwerbung, die Bucht von Kiautschou, zu einem wertvollen Besitz zu machen, ist der Gegenstand eifriger Bemühung der Reichsregierung und der von ihr dort eingesetzten Behörden. Es handelt sich eben dabei nicht um einen beträchtlichen Landwerb für deutsche Besiedlung — dieser Wunsch ist uns vorläufig noch offen —, sondern um einen Stützpunkt für

den deutschen Handel in Ostasien, sowie für die deutsche Kriegsmarine bei der Erfüllung ihrer Friedensaufgabe, des Schutzes der deutschen Interessen in der ganzen östlichen Inselwelt und dem Stillen Ozean. Als ein dauerhafter Stützpunkt eignet sich die Bucht von Kiautschou nach dem Urteil der Versenkten ganz vorzüglich; es bedarf aber nachhaltiger deutscher Arbeit, um aus der bloßen Möglichkeit eine Wirklichkeit zu machen. Das Gebiet der deutschen „Pachtung“ beträgt etwa 300 Quadratkilometer, auf denen etwa 60 000 Chinesen leben. Die Stadt Kiautschou, nach der die Bucht den Namen erhalten hat, liegt 20 Kilometer landeinwärts; es ist heute ziemlich verfallen, obgleich es in früheren Jahrhunderten ein namhafter Handelsplatz gewesen ist, den selbst die arabischen Kaufleute und Seefahrer kannten und aufsuchten. Für die neue Entwicklung hat man vor allem die Halbinsel von Tsingtau aussersehen, dort soll nach und nach ein deutsches Hongkong entstehen. Vorläufig haben sich unsere Besatzungstruppen dort wohllich eingerichtet. Unsere beiden Abbildungen führen das Artillerie- und Schlager bei der Stadt Tsingtau vor, wie es sich von Süden her dem Beschauer präsentiert. Es ist wie eine kleine Stadt für sich; die zahlreichen Baracken sind in der landsüblichen leichten Bauart aufgeführt, mit Verwendung der trefflichen Bambusbalken. Im allgemeinen hat sich die eingeborene Bevölkerung rasch mit der deutschen Herrschaft abgefunden. Daß aber trotzdem das Lager gegen plötzliche Uebersälle gesichert sein muß, hat sich doch schon verschiedentlich erwiesen. Das Hauptthor, auf unsrer andern Abbildung, macht einen ziemlich festungsmäßigen Eindruck; die schwarz-weiß-roth angestrichenen Schildwachenhäuschen sind für den Chinesen wohl das verständlichste Symbol der neuen Herrschaft. — f.

Das „Extrablatt“.

(Bd. 6. 568.)

Für den richtigen Zeitungsleser, der täglich mit all der Gewissenhaftigkeit und all der Spannung eines solchen sein Lieblingsblatt durchliest von A bis Z, ist das „Extrablatt“ ein ganz besonders wichtiges Ereignis. Und gar heutzutage, wo die amerikanisch-spanischen Wirren, die beunruhigenden Nachrichten aus Italien, der Dreyfußprozeß in Frankreich, die allgemeine Protektion und die kommenden Reichstagswahlen täglich neue aufregende Stoffe liefern. — Man sehe nur den Mann unser Bildes an. „Hab ich's nicht prophezeit, so muß es kommen!“ sagt der Ausrunder des mit seiner Charakteristik aufgesetzten Gesichtes, und wir wollen uns damit auch gleich einverstanden erklären, einer etwaigen, vermutlich ausschließlichen, Meinungsverschiedenheit vorzubeugen. — r.

Gebt den Kindern keinen Alkohol!

Von

Dr. Dornblüth.

Die geistigen oder alkoholischen Getränke machen keine Ausnahme von der durch ärztliche Erfahrungen von alters her festgestellten Thatsache, daß alle berausenden und betäubenden Genuß- und Arzneimitteln auf Kinder und Heranwachsende stärker und gefährlicher wirken als auf Erwachsene. Ein Raufsch, der bei gesunden und vollkräftigen Menschen bald ohne merklichen Schaden vorübergeht und höchstens die zwar unangenehmen, aber in mehr oder weniger kurzer Zeit reichenden Erscheinungen des Rauschjammers nach sich zieht, kann bei Kindern Epilepsie und andre Nervenkrankheiten, sogar dauernde Geistesstörungen hervorrufen. Und zwar gilt dies nicht nur von den alkoholreichen Branntweinen, sondern auch von verhältnismäßig alkoholärmeren Getränken, und ist unter andern bei einem jungen Mädchen nach reichlichem Champagnergenuß unmittelbarer Beginn von Wahnsinn beobachtet worden.

Aber auch in geringeren Mengen, die nicht einmal einen merklichen Rausch erzeugen, können alle geistigen Getränke, gewohnheitsmäßig und mehr oder weniger regelmäßig genossen, mit der Zeit leichtere und schwerere körperliche und geistige Störungen veranlassen. So bleiben Kinder, die gewohnt sind, Schnaps als Speisewürze zu erhalten, wie es in der ärmeren Bevölkerung einzelner Teile von Deutschland und der Schweiz leider üblich ist, in Wachstum und Entwicklung hinter den annähernd gleich, aber ohne Branntwein genährten Altersgenossen zurück; und infolge reichlicheren Genußes geistiger Getränke, auch von Wein und Bier, entwickeln sich bei Kindern dieselben verderblichen Krankheiten der blutbildenden Organe, namentlich des Magens und der Leber, sowie des Herzens, der Nieren und des Nervensystems, welche die Gewohnheitsstrinker frühem Siechtum und unabwendbarem Verfall der körperlichen, geistigen und sittlichen Kräfte entgegenzuführen pflegen. Die ärztlichen Fachschriften liefern jahraus jahrein solche überaus traurigen Beobachtungen.

In allen Arten von geistigen Getränken ist es der Alkohol, dem sie ihre Verbreitung und ihre Wirkungen im wesentlichen verdanken. Wirkt auch der Branntwein in jeder Gestalt, mag er sich Schnaps, Korn-, Rum oder gar „edler“ Cognac nennen, oder durch Würzen, Zucker und Bitterstoffe mannigfach verkleidet sein, vermöge seines reicheren Alkoholgehalts schneller und stürmischer, als die verhältnismäßig

alkoholärmeren und wasserreicheren Biere und Weine, so wird dieser Unterschied durch die reichlicheren Mengen der letztgenannten Getränke oft mehr als ausgeglichen. Wenn in einem Schnapsgläse gewöhnlichen Trunkbranntweins, also in etwa 15 Kubikcentimetern, 5 bis 6 Kubikcentimeter Alkohol, in der gleichen Menge Cognac 8 bis 12 Kubikcentimeter davon enthalten sind, so führt doch auch schon ein halbes Liter Bier 15 bis 25 und ein Viertelliter gewöhnlichen Tischweins 15 bis 20 Kubikcentimeter reinen Alkohols. Die örtlich reizenden Wirkungen der alkoholreichen Branntweine werden in Wein und Bier natürlich durch ihren größeren Wassergehalt und andre Bestandteile mehr oder weniger gemildert; dagegen aber laden sie durch die größeren Mengen getrunkenen Flüssigkeit dem Herzen, den Blutgefäßen und den Nieren viel größere Arbeit auf, die unter andern so häufig zu Vergrößerung des Herzens führt, daß das „Münchener Bierherz“ eine nicht gerade beneidenswerte Berühmtheit erlangt hat.

Der Alkohol, der also in sämtlichen geistigen Getränken das wesentlich Wirksame ist, vermag im Körper keine Kraft zu erzeugen, so oft man auch dem „Schnaps des armen Mannes“, dem kräftigen Bier und dem feurigen Wein solche Tugend nachrühmt. Zwar verbrennt, während ein Teil unverändert aus dem Körper wieder ausgeschieden wird, ein Teil des genossenen Alkohols wie andre kohlen- und wasserstoffreiche Verbindungen mit Hilfe des eingeatmeten Sauerstoffs zu Kohlenäure und Wasser, aber das geschieht nicht wie bei den Fetten und Kohlehydraten allmählich durch kraftgebende Umwandlungsprodukte, sondern unmittelbar und indem er jenen den erforderlichen Sauerstoff vorenthält oder entzieht. Sogar die Erwärmung, die wir nach dem Genuß alkoholreicher Getränke fühlen, beruht in Wirklichkeit nicht auf Wärmebildung, sondern auf Reizung der Schleimhäute, an denen sie hinunterfließen, auf Anregung des Herzens zu erhöhter Tätigkeit und auf Erwärmung der Haut durch ihren schnelleren und größeren Blutstrom. Die erhöhte Hautwärme bewirkt sogar gesteigerte Abkühlung, die in gewissen fieberhaften Krankheiten zur Verminderung der inneren Körperwärme benützt wird. Trunkene aber bei niedriger Außentemperatur in hohem Grade dem Tode durch Erfrieren mit außerordentlich tiefem Sinken der inneren Körperwärme ausgesetzt.

Daß der genossene Alkohol keine Kräfte erzeugt, wie der Genuß von Fett und Zucker es thut, bemerken Fußwanderer, Bergsteiger und andre schwer arbeitende Menschen, die einigermaßen sich selbst zu beobachten wissen, sehr bald. Eine gewisse, beileibe nicht zu große Menge eines guten alkoholreichen Getränks, etwa ein Schnaps Cognac oder ein Gläschen feurigen Weins, giebt allerdings eine fast augenblickliche Anregung, die für kurze Zeit zu außerordentlichen Kraftleistungen befähigt. Die mehr oder weniger schnell nachfolgende Erschlaffung und Erschöpfung, die nur durch längere Ruhe und kräftige Nahrung zu überwinden sind, zeigen aber, daß der Alkohol keine Kräfte erzeugt, sondern nur die vorhandenen Vorräte zur Verwendung und Ausnutzung gebracht hat. Genaue Beobachtungen lehren unzweifelhaft, daß in längerer Zeit enthaltsame Arbeiter mehr leisten als solche, die durch geistige Getränke ihre Kräfte zu vermehren und ihre Leistungen zu vergrößern wähnen. Die deutsche Heeresleitung hat bekanntlich diese Erfahrungen sich zu nütze gemacht, wie auch die Nordpolfahrer alle geistigen Getränke aus ihrer Tageskost verbannt haben und höchstens in Ruhezzeiten als Erheiterungsmittel in dem ertötenden Einerlei der Winternacht zulassen. Was aber hier den Nordpolfahrern gegönnt wird, das mag man von Zeit zu Zeit auch andern von schwarzer Sorge Umnachteten oder den mit Mühe und Arbeit Beladenen zur Erholungsstunde wie zur Anregung geselliger Unterhaltung wohl gönnen. Nur soll man den Alkohol nicht Herr werden lassen über sich, und wer in solcher Gefahr steht, der soll behütet werden oder sich selbst bewahren vor dem gefährlichen Freunde, denn ihn schützt nicht die Mäßigkeit, sondern nur die volle Enthaltensamkeit.

Zu den also Gefährdeten gehören außer allen denjenigen, die angeerbte oder erworbene Anlage zu Hirn- und Nervenkrankheiten besitzen, und manchen andern, wie hier nicht weiter erörtert werden soll, alle Kinder ohne Ausnahme bis zum vollendeten oder wenigstens nahezu vollendeten Wachstum. Denn bis zu diesem Alter ist das Gehirn in raschem Wachstum begriffen, namentlich in denjenigen Bestandteilen, welche den eigentlichen und höheren Geistesfähigkeiten dienen. Es ist kein Zweifel, daß das Gehirn den Alkohol besonders lebhaft anzieht und hartnäckig festhält: schon von der Mund- und Rachenhöhle aus tritt beim Trinken Alkohol in das Blut und sofort in das Gehirn, und länger als in irgend einem andern Körperteile haftet er darin, wie an Leichen im Trunke Erstorbener nachgewiesen ist. Auch scheinen, wie nach verschiedenen andern Giften, schwer wieder auszugleichende oder gar andauernde Veränderungen von Gehirnzellen als Alkoholkwirkung einzutreten. Dazu kommt, daß wach-

sende und deshalb reichlich mit Blut durchströmte Organe wie die Nahrungstoffe, so auch gewisse Gifte, stoffe besonders stark anziehen und deshalb auch vorzüglich ihre schädliche Wirkung erfahren. So ist es begreiflich, daß der Alkohol dem jugendlichen Gehirn viel schädlicher ist als dem völlig oder nahezu fertig ausgebildeten.

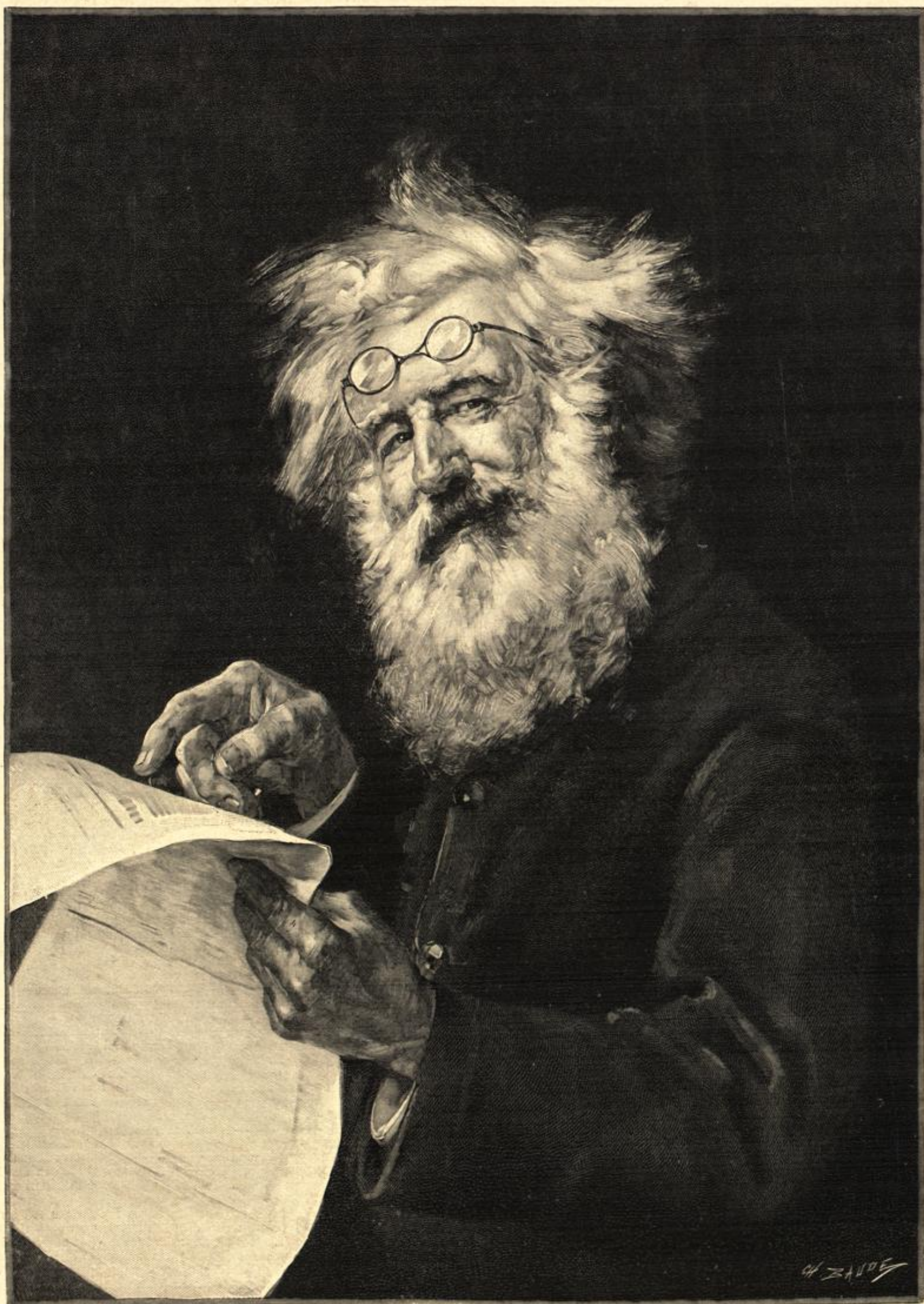
Zu diesen unmittelbar schädlichen Wirkungen der geistigen Getränke kommen noch gewisse mittelbare, die, wenn auch von Ärzten, wie von mir selber, unter andern in meiner „Gesundheitspflege der Schuljugend“ (Deutsche Verlags-Anstalt 1892), schon oft nachdrücklich hervorgehoben, noch lange nicht gebührend beachtet werden. Infolge der Gewöhnung an geistige Getränke, die ja alle einen starken Reiz auf den Geschmack ausüben, bildet sich fast regelmäßig eine Abneigung gegen milde schmeckende Nahrungs- und Genußmittel, namentlich gegen Milch und Obst, oft auch gegen Zucker, aus, wovon eine notwendige Folge ist, daß solche Kinder in der Schule von früh auf notleiden und um die Zeit ihrer rascheren Entwicklung, also etwa vom zwölften Lebensjahre an, hochgradig blaß, blutarm und nervös werden. Unter zehn bleichsüchtigen jungen Mädchen finden sich gewiß neun, die keine Milch trinken „können“, aber durch „starkes“ Bier schon längst, natürlich vergeblich, ihre Bleichsucht und Nervosität bekämpft haben. Daß auf solche schwache Individuen der Alkohol in jeder Gestalt besonders nachteilig einwirkt, entspricht lediglich der allgemeinen Erfahrung, daß schlecht genährte Menschen dem Trunke leichter verfallen und durch ihn schneller zu Grunde gerichtet werden als gut genährte.

In betreff der Schuljugend berichten Ärzte und Schulmänner, von denen W. Bode zahlreiche Aussprüche eingeholt und in einer verdienstvollen kleinen Schrift („Zum Schutz unserer Kinder gegen Wein, Bier und Branntwein“, Hildesheim 1894) herausgegeben hat, daß sie nach gewohnheitsmäßigem, wie auch nach gelegentlichem reichlichen Genuß geistiger Getränke geistige Abgespanntheit, Mangel an Interesse und Aufmerksamkeit, Unlust zu Arbeit und geistiger Beschäftigung, Schläfrigkeit und trübe Stimmung, geringe Widerstandskraft gegen alle körperlichen und psychischen Reize, Ermüdung und krankhafte Reizbarkeit, Jähzorn und Eigensinn, sowie Herabsetzung aller geistigen Fähigkeiten beobachteten.

Geradezu klassisch ist eine Beobachtung des leider zu früh verstorbenen ausgezeichneten Kinderarztes Professor Dr. Demme in Bern an zwei Knaben aus guter Familie, die des Versuches halber abwechselnd einige Monate hindurch etwas leichtes und noch mit Wasser verdünnten Wein zu Mittag erhielten oder von allen geistigen Getränken ferngehalten wurden. Es zeigte sich, daß sie allemal in der Periode des Weingenußes schwerer arbeiteten und schwächere Schulleistungen aufwiesen, als in den Perioden der Enthaltensamkeit, und zwar war dies den Knaben selbst so auffallend, daß sie nach einiger Zeit baten, mit fernem Weingenuß verschont zu werden.

Auch bei mannigfaltigen Untersuchungen über Schulmüdigkeit, die seit einigen Jahren von Ärzten und Schulmännern angestellt sind, um teils an geistigen Arbeiten (Rechnen, Diktatschreiben, Ergänzung fehlender Worte), teils an Kraftmessern und Empfindungsmessern das Eintreten und den Grad der Ermüdung zu ermitteln, hat sich übereinstimmend ergeben, daß wie geistige oder körperliche Anstrengung, kurzer oder gestörter Nachtschlaf, so auch der Genuß geistiger Getränke, selbst wenn nur abends vorher mäßig Bier getrunken war, eine Herabminderung der geistigen Leistungsfähigkeit nachweisen ließ.

Der Alkohol in jeder Gestalt ist eben kein Kraftmittel, sondern ein Reizmittel von kurzer Wirkung, das unfehlbar Ermüdung und Erschlaffung nach sich zieht, und deshalb, wie manche andre Gifte, vom Arzte auch bei Kindern wohl vorübergehend als Heilmittel mit Nutzen gebraucht werden kann, aber niemals als diätetisches Mittel dienen sollte, solange noch das Nervensystem und namentlich das Gehirn in der Entwicklung und im Wachstum begriffen ist. Davon machen die sogenannten Kinder- und Medizinalweine, die überdies oft recht bössartige Mischungen sind, ebenso wenig eine Ausnahme, wie der so häufig verhängnisvolle Frühchoppen und die durch Trinktitten mehr oder weniger erzwungenen übermäßigen Abendkneipereien der studierenden Jugend auf Schulen und Universitäten. Auch diese haben unzweifelhaft eine starke Grundlage in der frühen Gewöhnung an geistige Getränke und rechtfertigen um so mehr den von hervorragenden Ärzten und Pädagogen vertretenen Grundsatz, daß bis zur Vollendung des starken Gehirnwachstums, also wenigstens bis zur Mitte des zweiten Lebensjahrzehnts, der Genuß geistiger Getränke vollständig unterbleiben sollte.



Das „Extrablatt“. Nach dem Gemälde von Teffier.



Vor einer spanischen Dorfstraße. Nach dem Gemälde von E. Alvarez-Dumont.

El Niño.

Erzählung aus Cuba

Friedrich Reutter.

Wie der Ritter sein Wappen sich auf den Schild malen ließ, an dem der Gegner ihn erkannte, wie der Handwerker in unsern Städten Wahrzeichen suchte und fand, welche ihn bei seinesgleichen einführen und kenntlich machten, wie jeder Staat seine Flagge, jedes Handelshaus seinen Namen hat, so konnten Tabak und Zucker als die „Firma“ von Cuba angesehen werden, unter der es über die ganze Welt bekannt ist. Der köstlichste Tabak gedeiht in der Buella de Abajo, unweit von der Havanna; die Zuckerpflanzen bedecken eine vielmal größere Fläche als jenes gesegnete Thal und finden sich hauptsächlich in den zahlreichen Thälern und Hügelketten der den Sierras vorgelagerten Ebene des Nordens der Insel.

Es ist etwa zwanzig Jahre her. Reife rauschte die erquickende Brise in den Zuckerpflanzen des fruchtbaren Thales, durch das der stolze Rio Yraio sich hell und spiegelglatt dem Ocean zuschlangelte. Sanft bewegten sich die Kronen der Palmen, die auf dem rechten Ufer des Flusses die Estancia (Wohnhaus) des Don Jose Gutardo beschatteten, welche auf einer leichten Anhöhe gelegen auf die weitgedehnten, üppigen Zuckersfelder hinausblühte. Aus den schwarzgrünen oder rotgelben Schäften des Zuckerrohrs, die ein goldfarbnes Blättermeer umrauschte und umwogte, erhoben sich die zarteren, silbergrauen Stiele mit den flatternden Blütenbüscheln, an Farbe unsern Vilas ähnelnd. Das Zeichen zur Ernte! Die Sonne sank über den Wald im Hintergrunde; aber ihre Strahlen zitterten noch über diese Frühlingspracht hin, und vom wolkenlosen Himmel sank ein Meer weichsten, mildesten Lichtes herab auf die segensprossende Erde. Ueberall Glanz und Pracht, Ruhe und Friede!

Doch nein, vollkommenes Glück herrschte auch nicht in diesen seligen Gefilden.

Nicht minder prächtig als Don Jose lebte auf dem linken Ufer des Flusses Don Diego Mejia. Beide Cubaner waren Pflanzler und lieferten das fastige Rohr an eine Zuckersabrik der benachbarten Stadt. Sie lebten hier einander gegenüber, wie ihre Väter gelebt hatten. War das leichte, einstöckige Holzhaus des Don Diego vielleicht größer, so war das des Don Jose hübscher, romantischer; ein uralter, riesiger Weinstock begrub es unter seinem Blätterdach. Aber obgleich diese beiden Häuser keinen Gewerkschuß weit voneinander entfernt waren, so bestand doch kein Verkehr zwischen beiden. Auch daß sie politisch derselben Partei angehörten, hatte sie einander nicht näher gebracht. Wenn ihre Kinder gelegentlich am Flusse badend oder fischend zusammentrafen, so hielten sie sich gegenseitig zurück, als wären sie ebenso voneinander zu trennen wie ihre Plantagen, wo die beiden Männer einen langen doppelten Zaun, der nebeneinander herlief, gebaut hatten, aus dem einfachen Grunde, weil keiner mit dem andern die Sache hatte besprechen wollen.

Um diese Zeit — Marshall Campos war Generalkapitän von Cuba — kam ein guter, frommer Mönch, der Padre Alfrado, ins Thal des Rio Yraio und versammelte die Kinder der Thalbewohner täglich in einem Häuschen zum Unterricht und zu religiösen Übungen. Die Pflanzler in weitem Umkreise benützten diese Gelegenheit und sandten ihre Kinder nach dem Schulhaus unter den schattigen Eichen; die Schülerzahl wuchs, und eines Tages erschienen Diego Mejias Kinder mit ängstlichen Gesichtern und schüchternen Stimmen an der Thüre des Schulhauses und baten Padre Alfrado, am Unterricht teilnehmen zu dürfen. Man besprach dieses neue Beginnen in Don Jose Gutardos Haus. Es war schwer für einen Gutardo, einem Mejia zu folgen. So wartete man ein Jahr. Nun schien es aber, daß die Mejias etwas empfangen, wozu die Gutardos ein ebenso gutes Recht hatten, so geschah es eines Morgens, daß der kleine Jose Gutardo in die Schultube trat und, ohne den Hut abzulegen, dem Padre verkündete, daß ihn sein Vater in die Schule schide. Der „Kleine“ Jose war etwa fünfzehn Jahre alt, aber durchaus nicht klein, sondern fast sechs Fuß hoch. Seinen Beinamen der kleine Jose — el niño Jose — verdankte er einzig und allein dem Umstande, daß er den Namen seines Vaters trug; und der Große Jose war älter, aber nicht größer.

„Nimm deinen Hut ab,“ sagte der Padre freundlich. „Kannst du lesen?“

„Nein.“

Ein leises Richern erhob sich von den Schulbänken, und Joses Stirn runzelte sich unwillig. Da er weder lesen noch schreiben konnte, so führte ihn der Lehrer zu den Anfängern. Aufrecht, die Hände in den Taschen, mit trotzigem Blick auf die lachenden Schüler, schritt

er auf seinen Platz zu, setzte sich und starrte vor sich hin. Er vernahm das lustige Gelächter um ihn herum; verstohlen blickte er nach der Seite. Zufällig sah da Mercedes Mejia, das neunjährige Töchterchen von Don Ramon; sie lachte nicht, sondern sah ihn ernsthaft an, und als ihre Blicke sich begegneten, nickte sie ihm ein „buenos dias!“ zu. Es war der erste freundliche Gruß, der dem Knaben zu teil geworden, und obgleich er ihn nur nachlässig erwiderte, so hatte er ihn doch gefreut, und die düstere Wolke des Unmutes verschwand aus seinem hübschen Gesicht. Das Mädchen reichte ihm ein Buch. Er nahm es und sah es neugierig an.

Er war kein guter Schüler fürs Lernen; vielleicht war er schon zu alt. Obgleich er besser schwimmen, besser reiten, besser klettern und schneller laufen konnte, obgleich er die Gewohnheiten jedes Vogels, jedes Tierchens in Feld und Wald besser kannte als irgend einer seiner Schulkameraden, so wollte ihm die Weisheit der Bücher doch nicht in den Kopf. Sein Geist dachte wohl zu viel an andre Dinge. Aber es war gefährlich für die andern Schüler, ihn wegen seiner Ungelehrlichkeit im Lesen und Schreiben zu verpöhlen. Er war kalt, verschlossen, nur mit Mercedes stand er auf freundschaftlichem Fuße. Oft wenn der große Knabe hilflos und stumm vor dem Padre stand, ohne antworten zu können, da war es das kleine Mädchen, das ihm die Antwort zusüßte trotz der ihr drohenden Bestrafung. Und El Niño Jose hatte ein dankbares Herz; er erklimmte die höchsten Bäume, um ihr eine Frucht zu holen; er durchwatete die schlammigsten Sümpfe, um ihr einen schönen Blumenstrauch zu sammeln; er begleitete sie nach Hause und verteidigte sie gegen Angriffe von andern Schülern.

Dritthalb Jahre ging El Niño Jose schon in die Schule; da starb sein Vater, der alte Jose, und El Niño kam nicht mehr in die Schule; er mußte jetzt „arbeiten“; seinen Namen „El Niño“ aber behielt er.

Niemand vielleicht in der Schule bedauerte seinen Abgang, außer seine kleine Freundin Mercedes, die jetzt ein hübsches Mädchen von zwölf Jahren mit großen, dunkeln Augen geworden war. Als er die Schule verließ, gab sie ihm ein kleines Gebetbuch, das sie als Preis erhalten hatte und das ihr teuerster Schatz und höchster Stolz war. Sie allein empfand El Niños Abwesenheit; die andern Mädchen begannen sie jetzt laut zu verpöhlen und hießen sie nur noch „Señorita Jose“. Dieser Name blieb an ihr haften trotz ihres Zorns, und je mehr sie sich dagegen wehrte, desto mehr bestanden die andern auf diesem Spottnamen. Sie haßte den Namen; nach und nach begann sie gar dessen unschuldigen Träger zu hassen.

El Niño Jose wuchs währenddessen zum Manne heran, und wie ein Mann besorgte und behaute er seine väterliche Besitzung und waltete als der Herr des kleinen Hauses unter dem Weinstock. Diese Uebernahme der Geschäfte der Plantage schloß für ihn ganz natürlich auch die Feindschaft gegen alles, was Mejia hieß, ein, die Mejias erwiderten diese Gefühle, und der Bruch zwischen den beiden Nachbarn blieb bestehen.

Im Anfang ging El Niño noch manchmal hinüber zu Mercedes, um ihr kleine Geschenke zu bringen, wie er in der Schule gethan hatte. Aber er wurde kalt empfangen, bald gab man ihm zu verstehen, daß er besser fortbliebe, und selbst Mercedes behandelte ihn anders als früher. Mißmutig zog sich der Jüngling auf sich selbst zurück. — Die meiste Zeit verbrachte er nun, um in den Wäldern der Hügel umherzuströmen, um Holz zu fällen und den Urwald auszureuten. Seine Pflanzung war klein; er dachte sie zu vergrößern, um wenigstens die Mejia in diesem Punkte zu übertreffen. Seine Gewandtheit im Baumschlagen war geradezu wunderbar. Die Leute lachten über diesen sonderbaren Einfall El Niños, seine Pflanzungen zu vergrößern, und selbst Mercedes, das schlante Mädchen mit den dunkeln Augen, verhöhnte ihn vor andern Leuten.

El Niño Jose war zwanzig Jahre alt geworden, ein hübscher Mann, schlank und aufrecht wie eine junge Tanne. Im Thale des Rio Yraio verbreitete sich das heimliche Gerücht von einer bevorstehenden Revolution, von einem drohenden Kriege mit Spanien; die politischen Neuigkeiten ließen die persönlichen Anfeindungen für einige Zeit in den Hintergrund treten. Man sprach nur noch von der Unabhängigkeit Cubas, vom „freien“ Cuba, „Unabhängigkeit oder Tod“ wurde das Lösungswort der Jugend. El Niño Jose hielt sich von allem fern; er war verstimmt, Gram schien an seinem Herzen zu nagen. Doña Teresa, seine Mutter, wußte sich nicht mehr zu helfen; eines Tages begab sie sich zu einer befreundeten, sehr reichen Nachbarin und erzählte ihr das auffallende Wesen ihres Sohnes und bat sie zugleich um Rat. Die gute Nachbarin suchte sie zu trösten, so gut sie konnte, und erzählte ihr den Kummer und die Sorgen ihrer eignen Familie; sie sprach ihr von dem drohenden Kriege und wie ihr Mann und ihre Söhne dann unter die Waffen gerufen würden und sie allein auf der großen Plantage verbleiben müßte. Der Gedanke, allein und verlassen

zu sein, bekümmerte die reiche Freundin so sehr, daß sie weinte, und Doña Teresa lehrte nach Hause zurück, wenn nicht getröstet, so doch beruhigt, mit der wohlthunenden Gewißheit, daß es noch andre Sorgen als ihre eignen auf dieser Welt gebe.

El Niño sagte nicht viel, als ihm seine Mutter von ihrem Besuch erzählte; nur bei der Nachricht vom Kriege blühten seine Augen auf. Von da an ging er öfters ins Thal hinunter nach dem Dorfe Sonora. Eines Tages hatte er dort erfahren, daß der Krieg ganz sicher kommen werde; ein Führer der Aufständischen war im Thal erschienen, um es zum Aufstand zu bewegen und um Mannschaft zu werben. Die Aufregung und die Begeisterung wuchs tagtäglich. Man war der spanischen Mißwirtschaft, der spanischen Ausaugungs- und Schmarokherpolitik herzlich satt. Als der Guerillaführer im Dorfe Sonora erschien, so eilten die Pflanzler von allen Seiten herbei, um ihn zu hören. Und er redete mit dem Feuer patriotischer Begeisterung. Als El Niño abends nach Hause kam, verkündete er seiner Mutter seinen Entschluß, Soldat zu werden. Sprachlos, wie vom Schlage getroffen, lehnte sie gegen die Wand zurück; er brachte ihr einen Stuhl; ohne ein Wort zu sagen, setzte sie sich nieder.

Am andern Morgen war sie stolz darauf, die Mutter eines Soldaten zu sein. Unter irgend welchem Vorwand ging sie sogar hinüber zu den Mejias, um ihnen den Entschluß ihres Sohnes mitzuteilen. Mercedes war nicht zu Hause, aber ihre Mutter, Doña Maneola sprach noch einige Tage nachher davon, als ob die Mejias jetzt hinter den Gutardos zurückständen. Der plötzliche Stolz von Doña Teresa hatte sie übertrübt. Mercedes' dunkle Augen flammten Blitze, als sie davon hörte.

Am folgenden Tag ging El Niño nach dem Dorfe hinunter zum Exercieren; Männer, Weiber und Kinder ergößten sich an dem militärischen Schauspiel. Gegen Abend ließen sich auch die beiden Söhne Mejia als Krieger für das „freie“ Cuba anwerben, und in kurzer Zeit folgten fast alle jungen Männer des Thales.

Endlich kam eines Abends der Befehl, die ganze Schar der Krieger in vollständiger Ausrüstung zu vereinigen und gegen eine spanische Heeresabteilung zu marschieren, die nach Osten vordrang. Ueberall die größte Aufregung, die lebhafteste Begeisterung! Das war der Krieg! Es lebe der Krieg! Zum letztenmal ging noch jeder für die Nacht nach Hause, um sich zu rüsten und Abschied von den Seinen zu nehmen.

Seine Mutter erwartete ihn; ihre Augen ruhten auf dem einzigen Sohne, den sie verlieren sollte. Aber sie bezwang ihre Rührung. Unter der Thüre des Hauses stehend, blickte El Niño noch einmal hinaus auf das heimliche stille Thal, das im Abendrot strahlte. Sein Auge fiel auf das Haus jenseits des Flusses; sein Geist war regungslos. Aber er dachte der vergangenen Zeit. Gestalten bewegten sich dort drüben, seine Miene änderte sich nicht. Selbst Mercedes in hellem Kleide trat vor das Haus und ging den Hügel hinunter; sein Gesichtsausdruck wechselte nicht. Erst vielleicht eine Viertelstunde später erwachte er aus seiner Träumerei und verließ das Haus. Seine Mutter lockte das Abendessen. Langsam stieg er gegen den Fluß hinunter, überschritt das Wasser und ging auf dem Pfad dahin, der nach Mejias Haus hinaufführte und der ihm von der Schulzeit her wohlbekannt war.

Plötzlich stand er vor Mercedes Mejia.

Ob er überrascht war oder nicht, niemand hätte es sagen können, denn er sprach kein Wort, und sein Gesicht war beschattet, während die letzten Abendstrahlen auf Mercedes' tief errötenden Wangen spielten. Sie trug den Hut in der Hand. Er trat aus dem Weg, um sie vorübergehen zu lassen. Sie blickte ihn starr an und blieb ruhig stehen. Mit etwas bellommener Stimme sagte sie endlich:

„Ich habe gehört, daß du morgen fortgehst?“

„Ja, morgen in aller Frühe.“

„Wann wirst du wieder zurückkommen?“ fragte sie nach einer Weile, das Band ihres Hutes in den Fingern drehend.

„Weiß es nicht — vielleicht nimmer.“

Hätte er ihr in diesem Augenblick ins Antlitz gesehen, so hätte er den plötzlichen Wechsel ihres Gesichtsausdruckes bemerken müssen; sie hob ihre Augen zum erstenmal zu ihm empor, der trotzig Blick war daraus verschwunden. Er aber hatte nach einer Schleife ihres Kleides geblickt, die halb losgerissen war; er zeigte darauf hin und sagte:

„Du wirst die Schleife verlieren,“ und fügte langsam hinzu, „und ich weiß auch, daß sich niemand darum bekümmert.“

Eine übermächtige Gewalt kam über sie und zwang sie zu erwidern: „Ja, es mag wohl sein, daß sich niemand darum bekümmert, ich jedenfalls nicht.“

Ein Blick aus seinem Auge traf sie voll unaussprechlichen Jammers. „Ja, ich wußte es. Niemand kümmert sich um mich, außer meine alte Mutter,“ sagte er traurig.

Plötzlich streckte er die Hand, in der er etwas hielt, aus und sagte: „Hier.“

Unwillkürlich griff sie danach, und er gab ihr das kleine Gebetbuch zurück, das sie ihm einst in der Schule gegeben.

„Ich dachte,“ sagte er, „du möchtest es vielleicht wieder haben, deshalb habe ich es hierhergebracht.“

Ehe sie sich von der Ueberraschung, das Büchlein in ihrer Hand zu finden, erholt hatte, war er weggegangen. Sie wollte ihm nachsehen; aber seine mächtige Gestalt verschwand bald im dämmernden Abendlicht. Langsam, mit schwerem Herzen, schritt sie nach Hause. Dort wurde bis spät in die Nacht hinein gearbeitet, um die Ausrüstung der beiden Brüder Mercedes' zu vollenden. Schon in aller Frühe waren die Mejias wach.

„Es wundert mich,“ sagte Mercedes Mutter plötzlich, als man beim Morgenessen am Tische saß, „was Doña Teresa thun wird, wenn ihr Sohn fort ist.“

Niemand erwiderte etwas darauf, so fuhr sie fort: „Sie dauert mich; sie wird so ganz allein sein. Allerdings war er ja auch nicht gerade der beste Sohn, und so wird sie ihn nicht allzusehr vermessen.“

„Rein guter Sohn,“ brach Mercedes zornig hervor, „aber der erste Soldat, der sich für die Aufständischen einschreiben ließ.“

Die Mutter sah ihre Tochter staunend an; als sie den zornigen Blick und die geröteten Wangen des Mädchens gewahrte, erwiderte sie sanft:

„Ich sage ja nichts gegen ihn.“

„Doch, du schimpfst immer gegen ihn, und die andern hier auch. Und keiner von allen ist seiner würdig. Alle schimpfen sie über ihn in seinem Rücken. Warum thun sie es nicht ihm ins Gesicht? Er war der erste Soldat, und er ist der beste Soldat der ganzen Compagnie.“

„Hat ihn jemand mehr geschmäht als du, Mercedes?“ fragte die Mutter triumphierend.

„Ich weiß, was ich Böses über ihn gesagt habe,“ erwiderte Mercedes erregt. „Aber ich habe es ihm auch ins Gesicht gesagt. Als ich ihm vorwarf, daß er meine Brüder angegriffen und geschlagen habe, da wußte ich, daß ich eine Lüge sagte; denn sie hatten ihn herausgefordert und angegriffen. Auch er wußte wohl, daß ich selbst nicht glaubte, was ich ihm vorwarf, und es ist mir jetzt recht, daß er es wußte.“

Thänen standen in ihren Augen, und sie rannte zur Thüre hinaus. Vom Walbe herüber klangen Artschläge; offenbar hieb El Niño noch Holz für seine Mutter. Herrlich erhob sich die Sonne über die Sierras. Weinend schaute Mercedes nach dem Hause hinüber, als El Niño, die Büchse auf der Schulter, zum letztenmal aus dem elterlichen Hause trat. Er war der erste bei der Anwerbung gewesen; er wollte jetzt, wenn es galt, nicht zu spät kommen. Er schritt den Pfad hinunter mit leichtem Schritt; unten blieb er stehen und schaute zurück; seine Mutter stand unter der Thüre; er grüßte sie zum letztenmal und verschwand in den Zuckerseldern. Rasch überschritt er den Fluß und kam an der Stelle vorbei, wo er am Abend vorher Mercedes getroffen hatte. Neben ihm fiel etwas zur Erde. Er hob es auf, ein kleines Paket, umwunden mit blauweißer Schleife — den Farben der Aufständischen. Das Gewehr entsank fast seinen Händen, als er es öffnete: das Gebetbuch, das er Mercedes zurückgegeben hatte, befand sich in der Umhüllung. Hatte sie es verloren? Oder einer ihrer Brüder? Oder hatte sie es absichtlich hierhergeworfen? Ihm auf den Weg? Das Geheimnis war zu tief für ihn. Nach langem Ueberlegen band er es wieder zusammen und steckte es in seine Rocktasche, damit er es einem von Mercedes' Brüdern zurückgebe drunten in Sonora. Raschen Laufes eilte er weiter. Eine Stunde später folgten Mercedes' Brüder. Sie selbst war zu Hause geblieben, betrübt und niedergeschlagen unter der Thüre sitzend. Gegen Mittag kehrten ihre Eltern von Sonora zurück, wohin sie ihre Söhne begleitet hatten. Die Compagnie war abmarschirt nach der Brücke weiter unten im Thal. Lautlos horchte Mercedes auf das Gespräch der Alten über das feine Aussehen der Krieger, die Ansprache des Hauptmanns, das Jubelgeschrei der Soldaten, die Begeisterung der Menge. Es lebe das unabhängige Cuba! Ihr Vater war außerordentlich erregt. Plötzlich nahm sie ihren Strohhut, schlich aus dem Hause und rannte am Hügel dahin, leicht und schnell wie ein Reh. Sie kannte jeden Fußweg, und in einer Stunde erreichte sie die offene Straße, auf der die Krieger marschirten; sie waren noch nicht vorübergekommen. Hinter Gebüsch am Wegrand versteckte sie sich. Bald vernahm sie das Geräusch der sich nähernden Soldaten. Aufrecht und selbstbewußt marschirte El Niño in vorderster Reihe vorüber. Sie sah bloß ihn. Niemand hatte das Mädchen bemerkt.

Als Mercedes gegen Abend nach Hause kam, waren ihre Eltern sonderbar still; niemand sprach ein Wort. Die Mutter ängstigte sich um ihre Söhne. Der Vater rauchte und schien nachzudenken. Plötzlich stand er auf, ging auf die Wand zu und nahm seine alte, lange, einläufige Büchse herunter und sagte:

„Gieb mir meinen Rock, Mamita, bei Gott! Ich werde ihnen folgen.“

Die Frauen sprangen ängstlich auf.

„Was in der Welt willst du thun, heilige Maria! so alt und so schwach wie du!“ sagte die Mutter weinend.

„Ich kann ein Gewehr handhaben,“ antwortete der Vater entschieden.

„Und was soll aus uns werden?“ fragte sie belommen.

„Ich folge ihnen,“ war seine Antwort.

In aller Eile suchte Mercedes das Nötigste zur Abreise zusammen; neues Leben schien in sie gekommen zu sein; ihre Augen leuchteten voll stolzer Siegesfreude.

„Ich werde für dich sorgen, Mamita,“ sagte sie, ihre Mutter zärtlich umarmend. Und als diese laut aufseufzte, fügte Mercedes tröstend hinzu: „Die einzige Familie mit drei Soldaten im Krieg!“ Die Mutter ersah den Sinn dieser stolzen Worte und trocknete ihre Thränen. Doña Teresa hatte nur einen Sohn und war jetzt ganz allein; sie aber hatte drei Krieger und war nicht ganz verlassen.

„Ich werde für dich sorgen, Mamita!“ wiederholte Mercedes.

Don Diego Mejia nahm Abschied von Weib und Tochter und eilte der Compagnie nach.

Am nächsten Morgen machte Doña Maneola Mejia den ersten Besuch nach langen Jahren bei Doña Teresa; sie war die erste Person des Thales, die wissen sollte, daß alle streitbaren Mejias in den Krieg gezogen waren. Sie wiederholte ihre Besuche; denn man durfte jetzt inmitten des Krieges den alten, persönlichen Haß vergessen.

Mercedes aber erschien nie bei Doña Teresa.

Die Compagnie, in der El Niño Jose und die drei Mejias dienten, bildete einen der zahlreichen Truppenkörper, die als Aufständische in fortwährendem Kleinkrieg die Spanier bekämpften. Bald tauchten sie in der Nähe der Havanna auf, bald riefen sie eine der östlichen Provinzen zu den Waffen, bald fochten sie in den gebirgigen Gegenden des Westens Mann gegen Mann, den Spaniern niemals Ruhe, niemals Pardon gewährend, bald durchbrachen sie in heroischem Ansturm die spanische Befestigungslinie und beunruhigten gar das Hauptquartier. Der Krieg erfüllte nicht, was so manche von ihm erhofft hatten. Oftmals waren es lange, anstrengende Märsche; man schlug Lager auf, die man bald wieder verließ; später waren es gefährliche Expeditionen, um Nahrung für die Truppen herbeizuschaffen. Manch einer verlor den Mut, manch einer wurde krank und starb am Fieber, so auch einer der zwei Brüder Mercedes'. Man achtete den alten Mejia ob seines Alters und seiner Trefflichkeit; man liebte den jungen Mejia, denn er war lustig und heiter und unterhielt die Compagnie mit einem Lied oder einem Tanz. El Niño zeichnete sich nicht aus, außer daß er größer und vielleicht schweigsamer als alle andern war. Noch immer trug er das Paket mit sich herum. Er hatte bei den Brüdern Mercedes' etwas unbestimmt nachgefragt, ob sie am Morgen des Abmarsches nichts verloren hätten. Da sie nichts verloren hatten, so gab er sich zufrieden und behielt das Büchlein. Manchmal öffnete er das Bündel sehr sorgfältig und las ein wenig und verpackte es wieder.

Der Krieg zog sich in die Länge; Gefechte wurden häufiger und die Nahrung seltener. El Niño stand immer im Kampfe; an seiner Seite fielen seine Kameraden; er war noch nie verwundet worden. Still und ruhig erfüllte er die Pflicht des Kriegers; niemand lobte ihn, niemand tadelte ihn. Still und ruhig sah er am Wachtfeuer, gelassen, aber immer achtsam stand er Wache.

Das Leben war hart und voll Entbehrung; manchmal fehlte es an den notwendigsten Lebensmitteln. Glücklicherweise waren sie an Beschwerden und Ungemach gewöhnt; sie lebten wie sie konnten, sie fischten in den Flüssen und jagten in den Wäldern. Auch die zu Hause bulteten und waren elend. Doña Maneola befand sich noch in der erträglichsten Lage; denn sie hatte Mercedes. In kurzer Zeit hatte Mercedes gelernt, Fallen fürs Wild zu stellen, Fische im Flusse zu fangen, sie lernte schießen und bebaute den kleinen Garten. Ueberall, wo Anglud und Glend war, konnte man Mercedes finden. Nur ein Haus hatte sie noch nie betreten: das Haus im Schatten des Weinstocks. Aber warum Doña Teresa's Holzstoß sich nie verminderte, warum hin und wieder ein Hase oder ein Vogel oder ein Ei vor ihrer Thüre lag, niemand wußte es zu erklären. Des Kriegs war kein Absenken, und der Grausamkeit, der Verwüstung war kein Ende; das Glend in den Provinzen wurde größer und unerträglich. Viele der Krieger kamen während der Regenzeit heimlich nach Hause auf Urlaub; die Verwundeten kehrten wieder. El Niño war nie nach Hause gekommen; er schickte seiner Mutter alles, was er ersparen konnte, aber er war nie ernstlich verwundet worden und hatte nie Urlaub genommen. Im

dritten Jahr erst dachte er daran, die Heimat einmal wiederzusehen.

Eines Tages erhielt Don Mejia einen Brief von zu Hause, in dem ihm unter anderm mitgeteilt wurde, wie arm, elend und kränklich Doña Teresa sei. Als El Niño davon hörte, wußte er, daß Mercedes den Brief geschrieben hatte und daß er ihm galt. Er bat um Urlaub, aber man ließ ihn wissen, daß wichtige Ereignisse bevorstünden und deshalb kein Urlaub gewährt werden könne. Gefecht folgte auf Gefecht und Marsch auf Marsch. Eines Tages kämpften sie in weiter, offener Ebene. Unter den feindlichen Truppen war eine Abteilung Scharfschützen, die wohl beschützt hinter Felsen, den Aufständischen vielen Schaden zufügten. Nur mit vielen Opfern war es diesen gelungen, das tödliche Feuer zu vermindern. Doch verblieben immer noch einige Spanier hinter den Felsen, besonders einer derselben traf sein Ziel immer mit unfehlbarer Sicherheit. Schuß auf Schuß wurde nach ihm abgefeuert. Endlich war er ruhig. Ihre Hoffnung belebte sich wieder. Pedro Mejia, der jetzt einzige Bruder Mercedes', sprang übermütig auf und schwenkte seine Rute. In demselben Augenblick zeigte sich am Felsen ein kleines Wölkchen weißen Rauchs. Pedro schlug mit den Armen in die Luft hinein und fiel zu Boden — tot. Ein Schrei des Schmerzes und der Wut erhob sich aus der Linie der Aufständischen; der arme alte Vater, selbst mit einer Fleischwunde im Arm, kroch hinüber zu seinem Sohn und fiel über den Leichnam her. Der spanische Schütze war noch unverletzt; er war sicher hinter seinem Felsen. Wie wäre es möglich, ihn zu vertreiben? Ein Sturm über das offene Feld wäre der Tod noch von vielen Braven. Ein kleines Gehölz streckte sich links gegen den Felsen hin, ohne sich aber bis auf Schußweite zu nähern. Zwischen Wald und Felsen dehnte sich eine leichte Anhöhe aus, auf der einige Gefallene lagen. Wenn es möglich wäre, diesen Hügel zu erreichen, so könnte man den Schützen von hinten fassen. El Niño hatte Don Diego geholfen, den Leichnam seines Sohnes auf die Seite zu schaffen; alsbald ergriff er seine Flinte und verschwand in dem Gehölz. Noch besprachen die Aufständischen die Möglichkeit dieses Angriffes von hinten, als ein Mann am Waldrande auftauchte. Er rannte gebückt dahin; es war El Niño — ein todesmüdiges Unterfangen. Schüsse trachten. Da warf er seine Arme in die Höhe und fiel platt auf den Boden zwischen beiden Linien. Wildes Angstgeschrei erhob sich unter den Aufständischen. Plötzlich hatte einer seiner Kameraden bemerkt, wie er sich langsam auf dem Bauche den Hügel hinan bewegte. Er lebte; ängstliches Beben erfüllte die Gemüter der Krieger. Er näherte sich der Spitze der Anhöhe; er zielte, sich gegen den Boden drückend. Ein Rauchwölkchen erhob sich hinter dem Felsen; in demselben Augenblick krachte auch sein Schuß. Am selben Tag aber flog keine Kugel mehr vom Felsen her. Als El Niño abends in das Lager zurückkam, war er vom Kopf bis zum Fuß mit Staub bedeckt und hatte ein Loch in seiner Uniform nahe an der Achsel. Sogleich war er dem von Schmerz niedergedrückten Don Diego behilflich, die Leiche seines Sohnes nach der Heimat zu schicken. Don Diego nahm El Niños Hilfe mit stummer Dankbarkeit an. Seiner Mutter ließ El Niño durch den alten Mann sagen, daß es ihm gut gehe, „und Mercedes sage,“ fügte er hinzu, „daß ich ihn gerächt habe.“ Don Diego drückte ihm kräftig die Hand und ließ ihn nun allein im Lager im strömenden Regen und zerfetzter Uniform. Was El Niño manchmal betrübe, war das Büchlein, das er nicht zurückgeben konnte, und das eine Kugel zerrissen hatte.

El Niño war jetzt berühmt.

Während der Regenzeit bezogen die Krieger ein festes Lager in den Sierras. Eines Tages erhielt El Niño einen Brief, in Mercedes' Handschrift — der einzigen, die er kannte. War seine Mutter tot? Das war sein erster Gedanke beim Anblick des zerfetzten, beschmutzten Briefes, der mindestens einen Monat lang auf dem Weg gewesen war. Nach langem, ängstlichem Zögern öffnete er das Schreiben endlich, und mühsam buchstabierte er die Worte. Ohne Anrede begann der Brief mit der Mitteilung, daß Pedro begraben worden sei und daß ihres Vaters Wunde zu heilen beginne. Dann sprach sie von seiner Mutter, die trotz ihrer Kränklichkeit zum Begräbnis gekommen sei, daß sie aber sonst nie zu ihnen komme. Ihr Vater habe ihr erzählt, wie er ihren Bruder gerächt habe. Hier brachen die Mitteilungen ab, und plötzlich, wie wenn sie ihre lange zurückgedämmten Gefühle nicht mehr meistern konnte, schrieb sie ihm die innersten Gedanken ihres sehnsüchtigen Herzens. Sie erklärte ihm, daß sie ihn liebe — ihn immer geliebt habe, seitdem er so gut gegen sie gewesen — er, ein großer Knabe gegen ein kleines Mädchen in der Schule. Sie gestand beischämt, daß sie ihn verhöhnt, verlästert habe, sie wisse selbst nicht, warum; daß, wenn sie ihn am grausamsten mißhandelte, sie ihn am meisten liebte. An jenem Abend vor dem Abmarsch war sie ihm



Blücher's Unfall bei Ligny, 16. Juni 1815. Nach dem Gemälde von P. F. Meisserschmitt.

P. F. MEISSERSCHMITT
Kupfer-Druck von Georg Juchacz in Berlin.

begegnet, weil sie ihm sagen wollte, daß sie ihn liebe, und wie sie ihm erklärte, daß er ihr gleichgültig sei, hätte sie für ihn sterben mögen. Sie schrieb weiter, wie sie ihre Liebe ihren Eltern gestanden, wie sie auch versucht, mit seiner Mutter darüber zu reden — aber sie fürchte sich vor ihr. Deshalb bitte sie ihn, nach Hause zu kommen und es ihr selbst zu sagen. Auch habe sie die Mutter immer mit Holz versorgt — um seinetwillen. Dann erzählte der Brief noch, wie arm und kränklich seine Mutter sei, wie er auf Urlaub kommen sollte, um sie zu sehen. Wenn er käme, so würden sie heiraten.

So schloß der Brief. Wohl weil Mercedes ein Weib war, hatte sie noch eine Nachschrift hinzugefügt: „Komme nicht ohne Urlaub; denn wenn Du nicht ehrlich nach Hause kommst, so werde ich Dich nicht heiraten.“

Im Uebermaß seines Glückes las er diesen Satz kaum und dachte nicht an die Krankheit seiner Mutter. Erst als er das beseligende Gefühl, geliebt zu werden, vollständig durchgeföhrt hatte, erinnerte er sich seiner Mutter. Sie lag im Sterben; der Gedanke ließ ihm keine Ruhe.

Er bat um Urlaub. Es war unmöglich, seine Bitte zu gewähren. Aber der Gedanke an seine sterbende Mutter verfolgte ihn immer. Er war bloß einige Tagemärsche von der Heimat entfernt, und er glaubte, daß er hin- und zurückkommen könnte, ohne daß man seiner Dienste im Lager bedürfte. So machte er sich eines Tages unter strömendem Regen auf den Heimweg. Ueberall, wo er vorüberkam, erblickte er die Gruesel des Krieges, Debe und Verwüstung, abgebrannte Wälder, vernichtete Pflanzungen, zerstörte Häuser. Es regnete immerfort. Am zweiten Morgen erreichte er endlich sein heimatliches Thal, und auf bekannten Pfaden eilte er jetzt dahin und rannte gegen Mittag den Hügel hinan, auf dem sein väterliches Haus sich erhob. Der ganze Hof war von Schlingpflanzen und Unkraut überwuchert. Die Thür des Hauses war geschlossen. Ein tiefer Schrecken erfaßte ihn. Kam er zu spät? Er drückte die Thür auf. Eine ärmliche, magere Gestalt saß auf einem harten Stuhl in der Nähe eines kleinen, rauchenden Feuers. Er trat in den dunklen Raum und erkannte seine Mutter — aber wie verändert! Sie war ganz weiß und fast nur noch ein Skelett. Mühselig richtete sie sich auf, und ihre erschrockenen Augen starrten fragend in die Dunkelheit des Raumes.

„Mamita!“ sagte er.

„Mein Niño!“ Sie streckte die Arme nach ihm aus, würde aber gefallen sein, wenn er sie nicht in seinen Armen aufgefangen hätte. Zärtlich setzte er sie auf den Stuhl nieder. Und er mußte ihr nun erzählen vom Krieg, von seinen Schlachten, von seinen Wunden, von dem Hauptmann. El Niño war ein schlechter Erzähler, larm mit seinen Worten. Die Mutter aber lebte wieder auf in Gegenwart ihres Sohnes, und neue Lebenskraft kam wieder über sie. Nachmittags ging er mit der Büchse in den Wald hinaus und brachte einige Eichhörnchen zurück, die er für sie kochte — das erste Fleisch seit vielen Monaten. Der Zustand seiner Mutter jammerte ihn. „Warum ist denn Mercedes nie gekommen?“ fragte er sie. Jedermann in der Nachbarschaft war krank; auch Mercedes hatte das Fieber.

Daß Mercedes krank gewesen, erfüllte sein Herz mit neuem, heißem Sehnen nach ihr. Er zog seine durchnähte Uniform aus und legte seine alten Kleider, welche seine Mutter sorgfältig aufbewahrt hatte, wieder an. Liebevoll steckte er das Gebetbüchlein, das eine Kugel zerissen, zusammen mit Mercedes Brief in die Tasche und machte sich auf den Weg. Es war Abend, ein milder, sanfter Abend nach langem Regen; vom Meer her zogen große, dunkle Wolken, Bergen gleich, neuen Regen verkündend. Hastig sprang er über den angeschwollenen Fluß und eilte den Fußpfad hinan. Plötzlich stand er vor Mercedes. Sie holte Wasser an der Quelle. Fast deutete es ihn, als ob dieses Mädchen ihm schwarzen, abgetragenen Rattunleid nicht Mercedes sein könne. Vor seinen Augen stand immer noch das Bild der Mercedes vor drei Jahren. Und hier stand sie so verändert — größer, ein Gesicht blaß und bleich, mit dunkleren, größeren Augen. Als sie El Niño erblickte, öffneten sich ihre Augen noch mehr, sie griff nach ihrem Herz und schien nach Luft zu ringen. Ihre Stimme klang zuerst an sein Ohr.

„Jose!“

Er wollte sie in seine Arme schließen; ihr ängstlich starrer Blick hielt ihn zurück.

„In diesen Kleidern?“ kam es leise über ihre Lippen; sie wich vor ihm zurück. Er verstand sie nicht.

„Wo ist deine Uniform?“ fragte sie.

„Zu Hause. Warum?“ antwortete er ruhig, ahnungslos.

„Hast du Urlaub?“ fragte sie eifrig; sie schien eine befriedigende Antwort zu erhoffen; ihr Auge ruhte sanft auf seinem Gesicht.

„Urlaub?“ wiederholte er. „Ich — ich —“ Daran hatte er gar nicht mehr gedacht; die Nachschrift des

Briefes fiel ihm ein. „Nein, ich habe keinen Urlaub,“ fuhr er langsam fort, die Worte suchend, um sich zu entschuldigen. Aber sie ließ ihm nicht die Zeit dafür.

„Was willst du denn in diesen Kleidern?“ fragte sie wieder.

„Ich — ich —“ begann er zu stammeln, als endlich der volle Sinn ihrer Worte ihm aufdämmerte.

„Du bist ein Ausreißer,“ sagte sie verächtlich und kalt, mit todsbleichem Antlitz und stieren Augen.

„Ein was?“ fragte er vollständig verblüfft.

„Du bist ein Fahrenflüchtiger und ein Feigling!“ wiederholte sie langsam.

Als sein Herzblut schoß ihm in den Kopf; mit eisernem Griff faßte er sie beim Arm, daß sie hätte laut aufschreien mögen.

„Mercedes,“ sagte er zitternd und bebend, „sage das nicht mehr — wenn du ein Mann wärest, so kämest du nicht von der Stelle.“

Hastig stieß er ihren Arm zurück und rannte davon. Das Gewitter, das schon lange gedroht hatte, brach endlich los. Der Regen fiel in Strömen; aber sie achtete es nicht. Regungslos starrte sie nach dem Hause hinüber, obwohl sie nichts sehen konnte. Es regnete die ganze Nacht und während der folgenden Tage. El Niño fürchtete den Regen nicht; tagelang streifte er draußen umher, um seine Mutter für die Zukunft mit Lebensmitteln zu versorgen; sie sollte wieder kräftig und gesund werden.

Auch im Hause des Don Diego Mejia herrschte die Armut, noch mehr aber Kummer und Schmerz; der Tod ihrer beiden Söhne war für Mercedes' Mutter ein harter Schlag gewesen. Und jetzt befand sich Mercedes noch in einem Geisteszustand, der an Wahnsinn zu grenzen schien. Mit ängstlichem Bangen beobachtete die Mutter ihre Tochter. Zwei Tage lang hatte sie nichts gegessen und kein Wort gesprochen. Stundenlang blickte sie übers Thal hinüber. Die Fragen ihrer Mutter beantwortete sie gar nicht oder nur ausweichend. Ihr Herz war schwer wie Blei, und es gelang ihr nicht, den Gedanken an El Niño daraus zu vertilgen. Sie hatte ihn nicht mehr gesehen, trotzdem sie ihn immer suchte.

Spanische Plänkler hatten sich in der Gegend gezeigt; das Thal des Rio Yrraio glich einem ungeheuren See. Einmal, als sie ziellos umherstreifte, kam sie hinunter bis an die Straße, auf der einst El Niño in den Krieg gezogen. Vier spanische Reiter kamen langsam dahergeitten und begannen sie über die Wege der Gegend auszufragen. Besonders eifrig erkundigten sie sich nach dem Weg zum Oberlauf des Flusses, wo eine Brücke über denselben führen sollte. Sogleich dachte sie an El Niño; er würde gefangen genommen, erschossen werden. Sie stellte sich, als ob sie das Thal des oberen Flusses gar nicht kennen würde, beschrieb ihnen aber ganz genau die Wege gegen das Meer hin. Mittlerweile waren noch mehr Spanier angekommen; zuletzt waren es ihrer mindestens zweihundert. Sie fürchtete sich. Der Hauptmann ritt auf sie zu und begann sie von neuem auszufragen über die Wege nach dem oberen Thal und der Brücke des Rio Yrraio. In diesem Augenblick erst faßte sie sich wieder, und mutig antwortete sie auf alle Fragen des Hauptmanns, immer ihre Unkenntnis jener Brücke vorschühend. Am Ende schickte sie der Offizier weg, da nichts von ihr zu erfahren war. Sobald sie aus dem Bereich der Feinde war, fing sie an zu laufen, so schnell sie nur ihre Füße tragen konnten. All ihre Gedanken waren bei El Niño. Wohl war er ein Fahrenflüchtiger und tot für sie, aber er sollte nicht in die Hände der Spanier fallen. Sie eilte durch Gesträuch, Schlingpflanzen und Dornen dahin, durchwatete den Fluß und rannte den Hügel hinauf.

Es war schon tiefe Nacht, als sie atemlos vor El Niños Haus ankam. Sie klopfte und drückte die Thür auf.

„El Niño! Jose, Jose!“ rief sie, nach Atem ringend.

„Was willst du hier?“ fragte El Niño dumpf aus einer Ecke des dunklen Raumes.

„Jose, die Spanier sind in der Nähe,“ stieß sie hervor, „sie lagern drunten auf der Straße.“

„Wo?“

In aller Eile, während er sich ankleidete, erzählte sie ihm, was ihr begegnet war. Die Fahrenstreue des Soldaten regte sich in ihm. Das war offenbar eine Schar Feinde, die dem Lager der Aufständischen in den Rücken fallen sollten. Und sie waren schon weit vorgebrungen; wenn sie jene Brücke, die er wohl kannte, noch erreichen, so waren die Cubaner verloren. Angesichts dieser ungeheuren Gefahr schien plötzlich der Genius des Krieges den jungen Mann zu beleben. Als er sich angekleidet hatte, war auch sein Plan entworfen und festgestellt.

„Wo stehen die Spanier?“ fragte er nochmals.

„Drunten im Thal, nicht weit von Sonora.“

Er gab ihr seine Befehle wie einem Krieger. Sie sollte den Fluß hinaufrennen und irgend jemand nach dem Lager der Aufständischen in den Sierras schicken,

damit diese vor der drohenden Gefahr gewarnt würden und ihre Maßregeln treffen könnten. Hatte sie jemand gefunden, so sollte sie weiterreiten flüchtigen bis zur Brücke, die über den Rio führt: diese Brücke mußte zerstört werden und zwar vor Tagesanbruch.

„Die Brücke muß verbrannt werden,“ sagte er mit gebieterischem Ton, „verstehst du, und wenn du es mit deinen eignen Händen thun mußt. Sie muß verbrennen — und jetzt gehe.“

„Ich werde es thun,“ antwortete sie gehorsam. Sie wollte gehen. Noch einmal wandte sie sich um; er hatte jetzt das Gewehr auf der Schulter und die Art in der Hand.

„Aber du, Jose?“ fragte sie besonnen.

„Geh,“ sagte der junge Soldat ernst. Sie ging. Er trat zu seiner Mutter, um Abschied zu nehmen. Als Mercedes an das Dicksicht des Waldes kam, wandte sie sich um und sah El Niño leichten Schrittes ins Thal hinabsteigen.

Eine Stunde später erklangen drunten im Thal am linken Ufer des Flusses Artschläge; El Niño hieb große Bäume und ließ sie gerade quer über den Weg fallen, um ihn abzusperren. Von Zeit zu Zeit hielt der Holzhauer inne und horchte auf; dann fuhr er wieder fort. Er hatte schon mehrere Baumriesen des Urwaldes umgehauen, daß sie über den Weg fielen und eine Barricade bildeten, zu deren Wegräumung Stunden nötig wären. Aus der Ferne erklang der Hufschlag von Pferden auf weicher, durchnähter Erde. Sein geliebtes Ohr sagte ihm, daß es ihrer drei oder vier waren — eine Vorhut vielleicht. Mit dem Gewehr in der Hand stieg er auf den Holzhaufen. Die Reiter erschienen und bemerkten in der Dunkelheit der Nacht die schwarze Masse quer über den Weg liegend. Behutsam näherten sie sich. Als sie bis auf hundert Schritte herangekommen waren, da feuerte El Niño. Ein Pferd stürzte, raffte sich aber wieder auf und rannte im Galopp davon. Mehrere Pistolen wurden auf ihn abgefeuert. Die Reiter wandten sich um und verschwanden in der Nacht. El Niño schritt vorwärts bis zu der Stelle, wo sie gehalten hatten; der Mann, der gefallen, war nicht zu finden; seine Kameraden hatten ihn wahrscheinlich mitgenommen. Er eilte den Spaniern nach. Der Tag war im Anbrechen. Die zweihundert Spanier waren eben im Begriff, ihr Nachtlager zu verlassen, als plötzlich ein junger Mann auf das Lager zuellte; er kam gerade von der entgegengekehrten Seite als der, wo El Niño Holz gefällt hatte. Er wurde angehalten und ans Wachtsfeuer geführt und kurz ausgefragt, was er wolle. Unersehenden setzte er sich ans Feuer und sah gleichgültig vor sich hin.

„Was willst du hier?“ fragte ihn ein Offizier, als er sich nicht regte.

„Braucht ihr keinen Führer?“ fragte er nachlässig.

„Wer bist du?“

„Manche heißen mich einen Ausreißer,“ antwortete er langsam.

Der Spanier sah ihn neugierig an.

„Nun, aber was willst du?“

„Ich dachte, man könnte hier vielleicht einen Führer nötig haben.“

„Das brauchen wir nicht, sind damit versehen,“ antwortete der Offizier grob. „Vor allem wollen wir keinen Spion hier, hörst du?“

„Kennt ihr den Weg?“ fragte er mit größter Gelassenheit. „Der Fluß, sowie alle Bäche der Gegend sind ausgetreten. Es wird schwer halten, im Thal hinauf vorwärts zu bringen, wenn man den Weg nicht genau kennt.“

„Unser Führer ist hier bekannt, auf Schritt und Tritt.“

„Ja. Aber der Weg am linken Flußufer hinauf ist versperrt,“ bemerkte El Niño ruhig. „Aufständische sind auch in der Nähe; sie haben Kenntnis davon erhalten, daß ihr heute kommen würdet.“

„Was sagst du da?“ fragte der Offizier scharf.

„Jedenfalls ist der Weg am linken Ufer entlang verbarricadiert, und ich kenne einen Weg auf dem rechten Ufer querselbein, der wohl so nahe ist als der andre,“ erzählte El Niño mit gleichmäßig leiernder Stimme.

„Wo wohnst du?“

„Dort hinten im Walde.“

„Wie lange schon?“

„Etwa dreiundzwanzig Jahre, wenigstens sagt meine Mutter so.“

„Dann kennst du die Gegend hier?“

„Wie meine Tasche.“

„Warst du bei den Empörern?“

„Ah — Pah.“

„Warum bist du von ihnen fort?“

„Por te amar perdi a Deus“

„Por ten amor me perdi.“

(Für dich habe ich den Himmel verloren,

Um deiner Liebe willen habe ich mich selbst verloren.)

So sang er lächelnd vor sich hin.

Man führte ihn vor den Hauptmann der Truppe; auch dieser befragte ihn über den Weg und die Lage

der Brücke. Dann wurde er dem Führer der Truppen, einem Neger, gegenübergestellt, und dieser bestätigte El Niño's Aussagen über den Weg am linken Ufer; nur der Weg auf der rechten Seite war dem Neger nicht genauer bekannt; daß er aber existierte, wußte er. Die Offiziere berieten sich.

Plötzlich wandte sich der Hauptmann wieder an El Niño. „Du sagst, daß der Weg teilweise versperrt ist. Du magst recht haben. Aber bist du sicher, daß der andre frei ist?“

El Niño dachte nach.

„Ich will Sie führen,“ antwortete er langsam.

„Aber garantierst du auch, daß die Brücke über den Rio Yrraio noch steht, daß wir sie passieren können?“

„So viel ich weiß, steht sie jetzt noch.“

„Es geht um dein Leben!“ bemerkte der Offizier.

El Niño blickte ihn höchst gleichgültig an.

„Und wenn du uns verräterisch führen solltest, so werden wir dich am nächsten Baum aufhängen.“

El Niño schien tief nachzudenken.

„Gut! Ich will Sie führen!“ wiederholte er einfach.

Im Lager herrschte große Ruhe; man schien den Plan noch einmal zu beraten; El Niño aber schaute drein, ruhig und unbewegt, als ob ihn alles nichts angehe.

„Wir folgen dir,“ sagte der Hauptmann endlich. „Du wirst uns führen. Dein Leben steht auf dem Spiel. Was verlangst du?“

„Könnte ich nicht eine Tasse Kaffee haben? Es ist schon etwas lange her, daß ich nichts genossen habe.“

„Das sollst du haben,“ erwiderte der Offizier, „und gute Bezahlung dazu, wenn du uns richtig führst; wenn nicht, so sei der Strid dein Lohn.“

Eine Viertelstunde später setzte sich die spanische Schar in Bewegung.

El Niño marschierte zwischen zwei Soldaten an der Spitze der Kolonne. Wohin marschierte er? Was dachte er? Vor ihm der Tod, der schmachtvolle Tod des Verräters, des Verräters zum Heil seines Vaterlandes und seiner Kameraden. Stundenlang ging er so dahin, stumm und düster. Mulattenweiber begegneten ihm, die ihn kannten; voll Abscheu spieen sie vor ihm aus, und aus der Ferne ertönte der Ruf: „Verräter! Verräter!“ Er lehrte sich nicht daran; trotzig blickte er vor sich hin, auf seinen mageren Wangen brannten zwei rote Flecken. Er dachte an seine Mutter, an Mercedes, die ihn auch einen Verräter genannt, wie diese Weiber, an den Brief, den sie ihm geschrieben, an das Gebetbüchlein in der Nähe seines Herzens. Rüstig schritt er vorwärts. Die Frühlingssonne brannte auf die regendurchtränkte Erde und erwärmte seine steifen Glieder. Der Weg führte jetzt eben, an sumpfigen Orten vorüber, wo früher herrliche Zuckerplantagen gestanden. Er wußte, daß die Brücke nicht mehr fern sein konnte, und spähenden Auges blickte er gegen den Horizont hinaus, ob sich nicht eine Rauchwolke zeige — ein Rauchwölkchen und der Tod! Und als sie näher und näher an den Fluß kamen und kein Rauchwölkchen aufstieg am fernen Horizont, da sank sein Herz in Angst und Verzweiflung. Vor ihnen dehnte sich noch eine bewaldete Hügelkette aus; war sie überstiegen, so stand man am flachen, weiten Ufer des Flusses und konnte die Brücke erspähen. Mit pochendem Herzen stieg er zur Hügelspitze hinan. Von oben aus erblickte er die Brücke in vollständig gutem Zustand. Er innerliches Weh beschlich ihn. Wo war Mercedes?

Alle Augen waren auf die Brücke gerichtet, und durch die Lüfte klang es: „Es lebe Spanien!“

„Warum rufst du nicht mit uns?“ fragte ihn ein Offizier, ihn aus seiner Betäubung aufschreckend. „Du hattest hier doch mehr zu verlieren als wir.“

„Wir sind noch nicht dort,“ antwortete er trocken.

Einmal hatte er geglaubt, ein Rauchwölkchen aufsteigen zu sehen, aber es war wieder verschwunden; sie waren jetzt nur noch vier Kilometer von der Brücke entfernt, und die Brücke stand noch so sicher wie je. Er selbst hatte also die Feinde auf dem nächsten und sichersten Weg gegen das Lager seiner eignen Kriegsgefährten geführt. Sein Herz schien zu brechen vor Jammer. Fragend, ängstlich sah er sich um, ob er auch den rechten Weg eingeschlagen hätte. Aber die Spanier waren sicher, er mußte voran. Der Wald verbarg ihnen die Brücke wieder.

Mercedes hatte den langen Weg flussaufwärts in eilendem Lauf zurückgelegt, sie hatte auf dem nächsten Weg einen Boten nach dem Lager der Aufständischen geschickt, um diese zu warnen. Vorsorglich hatte sie Zündhölzchen mitgenommen; aber niemand hatte sich gefunden, der die Brücke zerstören würde.

Atemlos, verklebt und ermüdet war sie bald nach Tagesanbruch bei der Brücke angekommen. Gewöhnlich war der Fluß an dieser Stelle mehr tief als breit; ein Knabe konnte mit Leichtigkeit einen Stein ans gegenüberliegende, steilere Ufer werfen. Unterhalb der Brücke war zur Sommerzeit eine Furt, welche die Umwohner lieber durchschwammen, statt über die alte, baufällige Brücke zu reiten. Aber von der langen

Regenzeit her war der Fluß meilenweit aus seinen Ufern getreten; die Straße nach der Brücke stand ganz unter Wasser, und ehe Mercedes nur die Straße erreicht hatte, watete sie schon knietief im Sumpf dahin. Ihr Herz war schwer. Wie war es möglich, den Befehl auszuführen? Aber es mußte sein. Sie eilte nach dem Wald zurück und suchte dürres Holz zusammen, und mit Hilfe einer langen Stange watete sie mutig in die Flut hinein, tiefer und tiefer, bis das Wasser an die Brust reichte. Die Zündhölzchen hielt sie mit den Zähnen und das Holz in der einen Hand über dem Kopf. Es war schwer, gegen die Gewalt des Wassers vorwärts zu bringen; entschlossen kämpfte sie gegen die Strömung und erreichte endlich die hölzerne Brücke. Als sie aber versuchte, ein Feuer anzuzünden, versagten die Zündhölzchen. Nicht eines brannte; sie waren feucht. Verzweiflungsvoll setzte sie sich auf die Brücke nieder und weinte. Sie schauderte und fror; ihre Glieder schmerzten. Erst die warmen Sonnenstrahlen erwärmten und belebten sie wieder; sie trocknete ihre Thränen und schaute sich um. Die Sonne stand noch im Osten. Das gab ihr neuen Mut. Spähend blickte sie hinaus nach der Gegend, von der die Spanier kommen mußten: nichts als eine ungeheure Wasserwüste und Urwald. Auf der Spitze des Hügels über dem Walde bemerkte sie plötzlich ein Gliedern und Leuchten. Es war wohl ein Haus dort oben. Dort hätten sie jedenfalls Zündhölzchen. Schon wollte sie dahin eilen. Plötzlich tauchte der leuchtende Punkt wieder auf — er bewegte sich, ein zweiter, noch einer. Sie sprang auf und strengte ihre Augen an. Santa Maria! Es waren die Spanier, die heranrückten. So war es zu spät! Sie wandte sich um, rannte nach der andern Seite der Brücke und stürzte durch das Wasser, das hier weniger tief war, davon. In einem Felde sah sie eine dünne Rauchsäule aufsteigen; wie rasend rannte sie darauf zu. Es war eine kleine Hütte, wo ein altes Negerweib eben ein Feuer zum Kochen angezündet hatte. Plötzlich stürzte ein Mädchen, barfuß und barhaupt, mit triefenden Kleidern und feuchtem, wildflatterndem Haar, mit todblaßem Gesicht und fieberglänzenden Augen in den engen Raum und bat um einen Feuerbrand. Die Negerin hatte nicht einmal Zeit, ihre Bitte abzu-schlagen, als das Mädchen schon den größten, brennenden Klotz ergriffen hatte und hinausstürzte, im Weiterrennen einige Latten eines verfallenen Zaunes aufstreichend. Das Negerweib bekreuzte sich furchtsam.

Blindlings stürzte das Mädchen mit dem Feuerbrand der Brücke wieder zu, kniete dort nieder und begann den noch glimmenden Holzspan wieder zu entfachen. Eine kleine Flamme züngelte empor; aber sie brannte nicht rasch; sie rauchte bloß. Jede Minute konnten die spanischen Soldaten aus dem Walde heraustrreten, und dann war alles zu spät. Was würde El Niño sagen? Was würde geschehen, wenn ihr Werk nicht gelingen würde? Wild erregt sprang sie hinaus, um sich umzusehen. Jetzt erst fiel ihr das verdochnete, halbverfallene Geländer der Brücke ins Auge. Es würde brennen wie dürre Reiser. Mit übermenschlicher Anstrengung riß sie ein Stück ab und legte es sacht auf die kleine Flamme. Sogleich fing es Feuer, sprühte, und bald schlug eine größere Flamme daraus hervor. Alles, was sie nun von dem Geländer abreißen konnte, nahm sie und legte es auf die sehrende Flamme. Und wie die Flamme prasselnd emporzuschlug, rannte sie durch das Wasser zurück und holte einen Armvoll Latten vom Gartenzaun. Mehrmals rannte sie so hin und her und häufte drei große Holzstöße auf und zündete sie alle an. Endlich bemerkte sie, wie die starken Bodenbalken der Brücke Feuer gefangen hatten. Ein Freudenschrei entrang sich ihrer Brust. So geschäftig hatte sie Holz herbeigetragen, daß sie ganz vergessen hatte, nach dem Wald hinüberzublicken.

Erst als sie mit dem letzten Armvoll durchs Wasser zurückwatete, erinnerte sie eine Kugel, die über sie hinpiff, an die Spanier, und über ihre große Last hinweg sah sie, wie einige Reiter stromabwärts ins Wasser hereintritten und über den Fluß zu schwimmen versuchten. Gewehrschüsse knallten vom Ufer her. Aber sie fühlte sich verpflichtet, ihr Werk zu vollenden. Sie verdoppelte ihre Schnelligkeit; die Gefahr verließ ihr übermenschliche Kraft. Unverzagt drang sie vorwärts durch den qualmenden Rauch und warf das Holz auf die alles verzehrende Flamme. Ein plötzlicher Windstoß blies den Rauch stromaufwärts, und sie erblickte jetzt deutlich das andre Ufer, wo eine große Anzahl Reiter ratlos am Waldrand standen, während ein halbes Duzend schon satteltief im Wasser ritten. Zwischen den beiden vordersten watete El Niño. Sein Blick traf sie. Sie grüßte ihn mit der Hand. Ein gellender Schrei klang zu ihr empor.

„Dir mein ganzes Leben lang! Es lebe das unabhängige Cuba!“

Ein Schuß! Im Wasser kämpften sie miteinander. Der Rauch schlug um sie her und verhinderte sie, zu sehen. Sie aber eilte davon und verschwand im dichten Urwaldgebüsch des andern Ufers, von wo aus sie die

Spanier und die zusammenstürzende Brücke beobachtete. El Niño war verschwunden. Nur ein Pferd sah sie ohne Reiter stromabwärts treiben. Die Spanier tauchten in den Wald zurück, aus dem sie gekommen, und passierten nach einiger Zeit den Hügel wieder, wütende Blicke auf die noch immer brennende Brücke zurückwerfend.

Als Mercedes nach hängen Wochen im elterlichen Hause aus langem Fieberdelirium erwachte, überreichte ihr ihre Mutter ein kleines Paket, mit blau-weißer Schleife umwunden, das aus dem Lager der Aufständischen geschickt worden war. Ein seliges Lächeln flog über ihre abgehärmten, aber immer noch schönen Züge. Das Gebetbüchlein, das sie El Niño einst gegeben, befand sich in der Umhüllung, allerdings beschmutzt und von Kugeln zerfezt. Auf der ersten Seite aber stand in großen, unbeholfenen Buchstaben zu lesen:

„Mein Herz! Waffenstillstand. Urlaub. Komme bald zu Dir! Auf baldiges Wiedersehen!“

Unterhauptmann Der Kleine Jose Gutardo.“

Verhaftung auf der Alm.

(Bild S. 565.)

Der Loisl ist kein schlechter Mensch, aber ein wilder Bursche. Es ist wahr, beim Holzfällen an den steilsten Löhnen thut's ihm keiner zuvor, aber auch beim Raufen nicht, allezeit hat er die Spielhahnsfeder nach vorn gedreht und den Schlagring in der Tasche. Und wie das so kommt, ein schneidiger Bursch sieht nicht recht ein, woher denn die Gränztode und die Stadtschläge allein das Recht haben sollen auf die Jagd in den Wäldern und Bergen — von solchem „Simulieren“ ist der Weg zur That nicht weit, und kurz und gut, der Loisl ist der richtige Wilderer geworden, ein verwegener „Jäger“, dem kein Steig zu schmal, kein Gipfel zu hoch ist. In den Augen der „Deandln“ schadet das einem Burschen nicht im mindesten, im Gegenteil:

„A Bäckel zum Schiack'n
Und a Rither zum Schlag'n,
Und a Deandl zum Buff'n
Ruf a schneidiger Bursch hab'n.“

So hat sich denn die schmutze Best gar nicht lang besonnen, als der Loisl ihr seine Liebe antrug, wenn sie auch eine reiche Bauerntochter ist, und der Loisl ein Bursch, der sein Glück erst noch machen soll. Einen hat's freilich gar sehr gemurmelt, das war der flotte Jagdgehilfe, der Rag Weber, ein „Städtischer“, dem man die bessere Herkunft gleich an seinem feingekämmten Gesicht ablesen konnte. War doch auch sein Vater der berühmte Maler, der Professor an der Kunstakademie, der zuerst für seinen jüngsten Sohn eine ganz andre Laufbahn im Auge gehabt hatte; aber der Junge hatte schließlich seinen Willen durchgesetzt — vielleicht hatten's ihm die Bilder seines Vaters angethan, daß er sich kein schöneres Leben denken konnte als das freie, flotte Jägerleben. Der also hatte auch auf die Best ein Auge geworfen, aber er kam zu kurz; denn zwei Burschen für ein Deandl, das giebt's ja nicht. Aber die Nebenbuhlerschaft war kein Geheimnis. Und daß der Jagdgehilfe auch sonst dem bekannten Wilderer desto schärfer auf die Wege achtete, weil man ihm bisher noch nie beigegeben war, das versteht sich von selbst. Und dann ist alles gekommen, wie es kommen mußte. Der Loisl ist wieder einmal als selbstgeladener Jagdgast auf dem Wechsel gewesen, hoch oben im Gebirge, und hat soeben eine Gans auf Blatt getroffen gehabt, wie dahinter der Jagdgehilfe auftaucht. „Hab' ich dich endlich, Malefizlump, elendiger!“ schreit er triumphierend und hebt drohend das Gewehr, aber der Loisl, ganz auseinander, halb von Schrecken, halb von Eifersucht, reißt seinen Zwilling an den Boden und jagt den zweiten Schuß dem Jagdgehilfen in den Leib, daß dieser die Arme in die Höhe wirft, einen Sprung vorwärts thut und dann gestreckter Länge aufs Gesicht fällt. Wie so der Loisl einen toten Mann vor sich liegen sieht, da wird ihm plötzlich ganz anders zu Mut, totenbleich starrt er auf sein Opfer. „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden“ — seit der Kinderlehre hat er den Spruch nicht mehr gehört, und jetzt hört er ganz deutlich, wie ihm einer das ins Ohr schreit, und ist doch niemand weit und breit als der Tote und er, der Loisl. Da kommt ihn ein Grausen an vor sich selbst, er legt noch mit Ueberwindung den Jagdgehilfen ordentlich auf den Rücken und faltet ihm die Hände, wie es die Toten drunten im Thale haben. Dann geht er fort, wohin, daran denkt er gar nicht, denn immerfort klingt ihm der Bibelspruch aus Ohr. In tiefer Nacht klopft es an die Thür der Almhütte, wo die Best seit dem Sommeranfang haust — und draußen steht der Loisl, ganz verwildert und zerschunden. Der Gut und der Janter ist fort, der Zwilling liegt wohl unten bei der Leiche. Ratlos hocken die zwei zusammen, nachdem der Loisl seine That gestanden hat. Fliehen? Wohin denn? Dumpf brütend bleibt er am Herd sitzen, bis die Sonne emporsteigt, und wartet...

Allzulange braucht er nicht zu warten. — Schon um die Mittagszeit kommen sie herauf, der Herr Förster selbst und ein Gendarm. Der Tote ist schon in der Frühe gefunden worden, der Zwilling in der Nähe mit den abgekauften beiden Läufen ist als Loisl's Eigentum anerkannt worden. Im Dorf ist der Loisl nicht zu finden. Das nächste zum Suchen ist dann wohl die Alm, wo die Best den Sommer über haust. Und da war er auch; ohne den leisesten Versuch eines Widerstandes hat er sich die Hände auf dem Rücken zusammenbinden lassen, vor den Ohren klinkt es ihm immer und immer, das Sprüch! „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder vergossen werden!“ Jetzt soll der traurige Abstieg beginnen, hinunter ins Thal, hinaus in die Ebene, ins Gefängnis. In wortlosem Schmerz hat die Best das Geleit gegeben bis dort, wo der Weg sich hinunterjerkt, die Trostworte des biedereren Försters greifen nicht an. Ein schlechter Bursch ist ja der Loisl nie gewesen, nur ein wilder — und jetzt, und jetzt...



Knabe aus der Campagna.

Römisches Straßenleben.

Mit acht Abbildungen von G. Cito.

Italien, Rom! Wie viele Augen leuchten auf bei dem Klang dieser Worte: sehnstüchtige, fromme, farbenfrohe, des Sehens nimmer müde Augen! Der Beschreibungen Italiens und seiner Hauptstadt ist Legion, und jeder glaubt sie einigermaßen zu kennen; und doch Erstaunen, Ueberraschung, Bewunderung ist gleich groß, so oft man den klassischen Boden wieder betritt. Nicht die ungeheuren Gescheide der Weltstadt, nicht die Spuren geschwundener Größe, nicht die unzähligen Werke vergangener Kunst, nicht das allein ist's, was uns fesselt; es ist die Mannigfaltigkeit, die Buntheit der Erscheinungen, die uns bei einem in Sprache und Religion so geeinten und neuerdings auch unter einem gemeinsamen Zepher zusammengeschlossenen Volke auffällt. Mehr als irgendwo ist dies in Rom der Fall. Schon ein Blick von einem der vielen Hügel zeigt die wechselvollsten Bilder: überall zahllose Kirchen

Stil. Ein Gewimmel von Wagen aller Art belebt den Corso, die außerordentlich lange, aber enge Hauptstraße, die vom Obelisk an dem „Volksthor“ bis in die Nähe des Kapitols führt. In einer andern Straße sagst dir eine von glänzenden Reitern eskortierte und von einem reich gekleideten Koffelkutscher geführte Staats-équipage, der buntgeschirrte Pferde oder Maultiere vorgespannt sind, daß du dich am Sitz eines Königsreichs wie in der Heimat einer stattlichen Reihe hochangesehener Kirchenfürsten befindest. Wiederum genügen wenige Schritte, um dich aus dieser vornehmen Atmosphäre in eine Stadt des farbenreichsten, wenn auch nicht blühenden gewerblichen Treibens und aus dieser wieder in die Stille und Einfachheit ländlicher Zustände zu versetzen. Und über dieses kaum zu beschreibende Gemisch ragen die Trümmer der Ruinenwelt des alten Rom in ernster Einsamkeit zum Himmel empor, wie riesige Schattenbilder einer Vergangenheit, die nach Jahrtausenden zählt.

Dieser Reichtum an verschiedenen Elementen macht Rom allein schon zu einem in seiner Art einzigen Stadtbild. Jeder Fremde findet hier etwas für sich, jeder Ermüdung durch dieselben Eindrücke ist vorgebeugt. „Rom ist immer neu,“ sagen die Fremden, auch wenn sie sehr lang hier heimisch sind. Zu der Mannigfaltigkeit in der äußeren architektonischen Physiognomie Roms gesellt sich die fast noch auffallendere Verschiedenheit der Bevölkerung. Alle Völkertypen scheinen sich hier ein Stellchen gegeben zu haben. Die Fremden, die Franzosen und Engländer, die besonders zahlreichen deutschen Landsleute erkennst du leicht in der Menge, ebenso die fremden Künstler und Gelehrten, Pilgrime und Wallfahrer. Aber all diese kennst du auch diesseits der Alpen sehen. Dagegen schon in den langen Zügen der Propagandisten, der künftigen Missionare, magst du alle Physiognomien der Welt studieren, vom wollköpfigen Reger bis zum nachschaarigen Nordländer. Und nun erst die Gesichter, Gestalten und Trachten der Leute des Volks!

Der Junge dort mit einem ins Gelbe stehenden Teint, mit seinem Hut von einer Form und einer Farbe,

wert, die so die Köpfe zusammenstecken und lebhaft gestikulieren, das sind sicherlich Räuber, denkst du. Nichts weniger als das. Die Zeiten sind vorbei, wo der deutsche Spiezbürger den Italiener aus dem niederen Volk sich nur als einen Kerl vorstellte, der mit den kleinen, vom Spiezhut beschatteten, tückisch funkelnden Augen und mit verborgenem, blühendem Stilette lauend und schleichend sich durch die Menge windet. Sieh dir dieses Volk näher an, namentlich wo es



Junge Geistliche auf dem Spaziergang.

spielt, wo es heiterer Lust sich hingiebt! Diese Menschen können, was deine Landsleute nicht können: ein Fest feiern, tanzen und springen, ohne zu trinken, ohne sich zu betrinken. Sie sind, das ist wahr, geborene Choliker, leicht erregt, auffahrend im Zorn, aber sie sind groß auch in Liebe und Begeisterung. Aber die Bettelei, die Faulheit, der Schmutz! sagst du. Auch das ist nicht so schlimm. Schon die unzähligen Arbeiter, die sich an den Bauten in Deutschland, Frankreich, Oesterreich beteiligen, sind fleißig und genügsam. Hinsichtlich der Reinlichkeit haben allerdings



Königlicher Calawagen.

aller Größen und Stilarten, Bauwerke profaner Art aus allen Jahrhunderten, Ruinen von seltener Größe, erhabene Paläste und schmutzigste Hütten, unabsehbare Gemüesfelder, Gärten und Weinberge, innerhalb der Stadtmauer im weitesten Umfang die ewig sprossende und blühende Natur neben dem erstorbenen und zerbröckelnden Menschenwerk. Ein Gang durch die Straßen erhöht den Eindruck auf Schritt und Tritt: neben dem Charakter einer uralten Residenz des geistlichen Oberhirten der katholischen Christenheit bietet die Stadt, die man vor andern die „ewige“ nennt, in ihren von der feinen Welt bewohnten Teilen und ihren glänzenden Kauf- läden den Eindruck eines modernen Bade-Orts im größten

„die es gar nicht giebt“, und seinem dunkeln, intelligenten Auge hält deinen Blick fest, du siehst ihm nach, ebenso wie den zwei von jenseits der Tiber kommenden bildschönen Mädchen, die das über den Kopf gelegte bunteidene Tuch allerliebste kleidet, und die trotz der schweren Schuhe eine natürliche Anmut und Würde nicht verleugnen. „Wie kann man,“ denkst du wiederum, „auf offener Straße, zumal wenn man Geistlicher ist, am fliegenden Buchladen stehen bleiben und, unbekümmert um seine Umgebung, sich in die Zeitung vertiefen!“ Alles das dünkt dir zwar noch harmlos; aber die drei Gestalten dort, in grobe Mäntel gehüllt, mit eingebundenen Beinleidern und unsagbarem Schutz-



Mädchen aus Trastevere.



Zum Artikel „Römisches Straßenleben“: Bauernentypen.

die Bewohner Süditaliens und der Dörfer überhaupt viel zu lernen; aber in Rom ist außerordentlich viel geschehen, um Luft und Licht in die engen Straßen und Häuser zu bringen und einen Gang durch gewisse Stadtteile für die Atmungsorgane und Geruchsnerven weniger empfindlich zu machen. Armut freilich, Bettelarmut macht sich immer noch breit, und die Staffeln der Kirchen wie das Innere der Häuser, ja auch die neuesten Ausbrüche einer die Dämme durch-



Zum Artikel „Römisches Straßenleben“: Ein Geistlicher am Zeitungsstand.

brechenden Volksleidenschaft sind Zeugen davon. Allein all das hängt viel zu sehr mit der Finanzlage des Staats und andern, viel älteren und tieferwurzelnden Uebelständen und Gewohnheiten zusammen, als daß hier auf einmal Wandel geschaffen werden könnte. Auch wird sich niemand dadurch abhalten lassen, dem einzigen Rom, diesem Universum, in dem jedes Interesse, jedes Alter, jede Lebensrichtung ihre Rechnung finden, einen Besuch abzustatten. Wenn du aber einmal in die Geheimnisse dieser Welt einen Blick gethan, kommst du gewiß, wie so viele, zum zweiten- und zum drittenmal wieder.

O. Sch.

Sinnspruch.

Ob du der Klügste seist, daran ist wenig gelegen,
Aber der Biederste sei, so wie beim Räte, zu Haus.

Goethe.

Der Expreßzug Rom-Paris.

Kriminalroman

von

Arthur Grifflths.

2

Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen von F. Mangold.

5.

Herr Flocon war ein erfahrener Kriminalbeamter und wußte ganz wohl, wie sehr er sich davor hüten mußte, selbst den glaubhaftesten Vermutungen zu gestatten, sein unbefangenes Urteil zu beeinflussen, so daß er diesen Entdeckungen keinen allzu großen Wert beilegte. Indessen war er doch entschieden zufriedengestellt, wenn er nicht geradezu frohlockte, und er kehrte mit großer Voreingenommenheit gegen die Gräfin Castagneto nach dem Bahnhofsgelände zurück.

Am Eingang des Wartezimmers kam ihm jedoch ein Gehilfe mit einer Nachricht entgegen, die seinen Gedanken eine neue Richtung gab.

Die Kammerjungfer war nicht zu finden!

„Unmöglich!“ rief der Chef, und seine Ueber-
raschung machte sogleich dem Verdacht Platz.

„Ich habe mich überall umgesehen und erkundigt; aber das Mädchen ist nirgends gesehen worden. Ganz bestimmt ist sie nicht hier.“

„Ist sie mit den andern Reisenden durch die Schranke gegangen?“

„Das weiß niemand; niemand erinnert sich, sie gesehen zu haben, nicht einmal der Zugführer. Aber sie ist nicht mehr hier; das steht fest.“

„Aber sie mußte doch jetzt hier sein, um ihren Dienst zu versehen. Ihre Herrin wird ihrer sicher bedürfen — sie hat schon nach ihr gefragt. Weshalb sollte sie weglaufen?“

War der Gräfin dieses Verschwinden bekannt?

Allerdings hatte sie in fast stehendem Tone nach ihrer Jungfer verlangt, aber konnte das nicht Spiegelgitter sein? Frauen sind geborene Schauspielerinnen und können im Notfall jede Rolle darstellen, jeden Eindruck hervorrufen. Konnte nicht die Gräfin wünschen, glauben zu machen, daß sie nicht mehr mit ihrer Jungfer in Verbindung gestanden, seit sie sie zuletzt gesehen hatte, und deshalb vollständige Unkenntnis ihrer Entfernung vorschützen?

„Ich werde ihr weiter auf den Zahn fühlen.“ sprach Herr Flocon bei sich.

Aber wenn sich nun die Jungfer auf eigne Faust entfernt hatte? Welchen Grund konnte sie dafür gehabt haben? Weil — weil sie etwas fürchtete. Aber was? Eine unmittelbare Anklage konnte deswegen nicht gegen sie erhoben werden. Zur Zeit, wo der Nord begangen worden, war sie nicht im Schlafwagen gewesen, während die Anwesenheit der Gräfin ganz zweifellos feststand, und es war sogar stark zu vermuten, daß diese sich in der Abteilung, wo das Verbrechen begangen worden war, befunden hatte. Wenn



Zum Artikel „Römisches Straßenleben“: Modelle an der spanischen Treppe.

die Jungfer Angst hatte, was fürchtete sie?

Nur eine Annahme war möglich. Entweder war sie in geheimem Einverständnis mit der Gräfin, oder sie wußte Dinge, die ihre Herrin und vielleicht sie selbst belasteten. Nun war sie entflohen, um einem Verhör aus dem Wege zu gehen, das dahin führen konnte, die Gräfin ins Unglück zu stürzen, und das wahrscheinlich auch für sie selbst schlimme Folgen haben würde.



Zum Artikel „Römisches Straßenleben“: Corso.

„Ueber diesen Punkt müssen wir die Gräfin gründlich ausfragen, das werde ich dem Untersuchungsrichter klar machen,“ sprach der Chef, als er in das für die Polizei bestimmte Zimmer trat, wo er den Untersuchungsrichter Beaumont le Harbi und den Kommissar des Stadtbezirks fand.

Nun folgte eine lange Beratung der Beamten. Flocon berichtete alles, was er wußte und entdeckt hatte. Er sprach seine Ansichten mit der ganzen Eindringlichkeit und Geläufigkeit eines Staatsanwalts aus und empfing warme Glückwünsche zu den Fortschritten, die er gemacht hatte.

„Ich bin ganz Ihrer Ansicht, Herr Chef,“ sagte der Untersuchungsrichter, „daß wir die Gräfin zuerst vernehmen und die durchs Verschwinden der Jungfer ange deutete Spur verfolgen müssen.“

„Dann will ich sie holen. — Aber was ist denn da drinnen los?“ rief Herr Flocon, indem er sich von seinem Stuhl erhob und in das äußere Wartezimmer stürzte, wo zu seiner Ueberraschung und Enttäuschung die größte Verwirrung herrschte.

Der Schutzmann, der dort Wache hielt, war beinahe im Handgemenge mit dem englischen General. Viele Stimmen schrien durcheinander, und die Gräfin lag halb ohnmächtig auf ihrem Stuhl.

„Was geht hier vor? Wie können Sie sich unterstehen, mein Herr?“ rief Flocon dem General zu, der den Schutzmann mit einer Hand am Hals gefaßt hatte, während er ihn mit der andern zu verhindern suchte, seinen Säbel zu ziehen. „Zurück — lassen Sie das! Sie widersehen sich der Staatsgewalt. Hören Sie auf oder ich rufe Unterstützung herbei und lasse Sie fesseln und abführen.“

Der kleine Chef war tief erregt; er sprach hitzig und mit der ganzen Gewalt und Würde eines Beamten, der mit ansehen muß, wie das Gesetz mit Füßen getreten wird.

„Die ganze Schuld liegt an dem Halunken, Ihrem Schutzmann, der sich höchst roh benommen hat,“ entgegnete Sir Charles, ohne seinen Gegner loszulassen.

„Lassen Sie ihn gehen, mein Herr; Ihr Benehmen ist ganz unentschuldig. Was! Sie, ein Offizier von hohem Rang, greifen eine Schildwache an? Schämen Sie sich! Pui!“

„Der Kerl mußte gehängt werden!“ fuhr der General fort, indem er den Schutzmann mit einer plötzlichen Bewegung der Faust zurückstieß, so daß er in die Ecke des Zimmers taumelte, wo der Franzose, der sich endlich befreit fühlte, seinen Säbel zog und drohend damit in der Luft herumfuchtelte — in achtungsvoller Entfernung.

Mit erhobenen Händen warf sich Flocon zwischen die beiden Gegner und forderte eine Erklärung.

„O, es ist nur das,“ erwiderte Sir Charles, sehr rasch und zornig sprechend, „daß diese Dame — die Ärmste ist unwohl, wie Sie selbst wohl sehen werden, sie ist leidend und abgespannt — ein Glas Wasser verlangte; und dieses Biest, dieses dreifache Biest, wie ihr in Frankreich sagt, weigerte sich, es zu holen.“

„Ich durfte das Zimmer nicht verlassen,“ entgegnete der Schutzmann, „meine Befehle waren ganz klar.“

„Deshalb wollte ich das Wasser holen,“ fuhr der General ärgerlich fort und sah den Schutzmann an, als ob er ihm wieder an die Gurgel fahren wollte, „und da hinderte mich dieser Kerl.“

„Das war vollständig in der Ordnung,“ antwortete Flocon.

„Weshalb ist er dann nicht selbst gegangen oder hat jemand gerufen? Bei Gott, mein Herr, ich kann Ihnen kein Kompliment machen, weder über Ihre Leute noch über Ihr Verfahren. Ich war bisher immer der Ansicht, daß ein Franzose ritterlich und höflich wäre, besonders gegen Damen.“

„Etwas betroffen sah der Chef wohl aus, allein er erinnerte sich, was er gegen die in Rede stehende Dame wußte, und wurde sofort wieder schroff.“

„Für mein Verfahren bin ich meinen Vorgesetzten verantwortlich und nicht Ihnen,“ versetzte er streng. „Außerdem scheinen Sie zu vergessen, in welcher Lage Sie sich hier befinden. Sie sind hier festgehalten, Sie alle“ — er sprach zu sämtlichen Anwesenden — „als verdächtig festgehalten. Ein abscheuliches Verbrechen ist begangen worden — und zwar von einem von Ihnen —“

„Seien Sie dessen doch lieber nicht zu sicher,“ unterbrach ihn der nicht zum Schweigen zu bringende General.

„Wer könnte denn sonst in Betracht kommen? Nach der Abfahrt von Baroche hat der Zug nicht wieder angehalten,“ antwortete der Chef und ließ sich so verleiten, auf eine Erörterung einzugehen.

„So, er hat aber doch angehalten,“ entgegnete der General mit einem geringfährigen Lachen. „Das zeigt, wie viel Sie wissen!“

Wieder sah der Chef betroffen aus, denn er fühlte, daß er auf gefährlichem Boden, einer neuen Thatsache gegenüberstehe, die alle seine bisherigen Annahmen erschütterte — wenn es wirklich eine Thatsache und

nicht eine bloße Behauptung war, und das mußte er sobald als möglich feststellen. Durch eine Fortsetzung dieses Streites in Gegenwart der ganzen Gesellschaft war indessen nichts zu gewinnen, — es konnte im Gegenteile viel dadurch geschadet werden. Sie hätte überdies in vollem Widerspruch mit der französischen Untersuchungsweise gestanden, die im geheimen arbeitet, die Zeugen einzeln verhört, einen nach dem andern, und jede Verbindung und Verständigung zwischen ihnen verhindert.

„Was ich weiß und nicht weiß, geht niemand an als mich,“ sprach er mit einer Gleichgültigkeit, die er keineswegs fühlte. „Ich werde Sie, Herr General, im geeigneten Augenblick ersuchen, Ihre Angaben zu machen; ebenso die andern,“ fuhr er mit einer Verbeugung vor dem ganzen Zimmer fort. „Sie alle sollen verhört werden. Der Herr Untersuchungsrichter ist eingetroffen, und er hat die Absicht, mit Ihnen, gnädige Frau, zu beginnen.“

Die Gräfin fuhr zusammen, schauderte und wurde sehr bleich.

„Sehen Sie denn nicht, daß sie nicht in der Verfassung dazu ist?“ rief der General hitzig. „Sie hat sich noch nicht erholt. Im Namen — ich will nicht sagen der Ritterlichkeit, denn das wäre nutzlos — sondern der einfachen Menschlichkeit bitte ich Sie, die Dame zu verschonen, wenigstens für den Augenblick.“

„Das ist unmöglich, ganz unmöglich. Es liegen Gründe vor, die es als unerlässlich erscheinen lassen, die Frau Gräfin zuerst zu vernehmen. Ich hoffe demnach, daß sie versuchen wird, sich zusammenzunehmen!“

„Wenn Sie es wünschen, will ich es versuchen,“ erwiderte die Gräfin, indem sie sich erhob, einige Schritte mit augenscheinlicher Anstrengung ging und dann stehen blieb.

„Nein, nein, Gräfin, gehen Sie nicht,“ rief Sir Charles eifrig in englischer Sprache, während er zu ihr trat und ihre Hand ergriff. „Das ist ja eine Grausamkeit, mein Herr, die nicht zu dulden ist.“

„Zurück!“ schrie Flocon. „Ich verbiete Ihnen, sich dieser Dame zu nähern, mit ihr zu sprechen oder zu verfahren. — Schutzmann, kommen Sie her und thun Sie Ihre Schuldigkeit.“

Allein obgleich er seinen Säbel noch immer gezogen hatte, zeigte der Schutzmann keine große Lust, sich zu nähern. Offenbar wünschte er nicht, sich noch einmal mit diesem sehr heftigen Menschen zu messen, der noch dazu ein General war. Da der Schutzmann Soldat gewesen war, hatte er eine große Ehrfurcht vor Generalen, selbst ausländischen.

Inzwischen blieb der General ruhig, wo er war, und setzte sein Gespräch mit der Gräfin fort, immer noch in englischer Sprache, wodurch Herr Flocon, der sie nicht verstand, beinahe bis zur Tollheit gereizt wurde.

„Das ist doch geradezu unerträglich!“ schrie er. „Hierher, Galipaud, Bloch! — Ergreift ihn und führt ihn nötigenfalls mit Gewalt ab!“ befahl er, auf den General zeigend, seinen beiden zuverlässigen Gehilfen, als diese hereingestürzt kamen. „Bringt ihn auf die nächste Polizeiwache.“

Auch den Untersuchungsrichter und den Kommissar hatte der Lärm herbeigelockt, so daß jetzt einschließlich des Schutzmanns sechs Beamte anwesend waren, die alle um den General herumstanden, eine hinreichend achtunggebietende Macht, um auch den widerspenstigsten Feuerfresser einzuschüchtern.

Allein der General schien nur die komische Seite der Sache zu sehen.

„Was, ihr alle!“ rief er, in ein lautes Lachen ausbrechend. „Wie viele kommen denn noch? Warum ruft ihr nicht Kavallerie und Artillerie zu Pferd, zu Fuß und mit Kanonen herbei?“ sprach er spöttisch. „Alles das, um einen alten Mann zu verhindern, einer schwachen Frau seine Dienste anzubieten!“

„Wirklich, Charles, ich fürchte, du gehst zu weit,“ mischte sich jetzt sein Bruder, der Geistliche, ein, dem der ganze Austritt jedoch augenscheinlich Spaß gemacht hatte.

„Ihr Bruder hat recht; ich versichere Ihnen, es ist wirklich nicht nötig,“ fügte auch die Gräfin mit Thränen der Dankbarkeit in ihren großen braunen Augen hinzu. „Ich bin tief gerührt, sehr dankbar. Sie sind ein echter Soldat, ein echter englischer Ehrenmann, und ich werde Ihre Güte nie vergessen.“

Bei diesen Worten streckte sie mit einer hübschen, gewinnenden Gebärde, die für jeden Mann eine hinreichende Belohnung gewesen wäre, ihre Hand aus.

Inzwischen hatte der Untersuchungsrichter, der höchste der anwesenden Beamten, gehört, was eigentlich vorgefallen war, und er wandte sich nun in ruhigem, aber ernst vorwurfsvollem Tone an den General.

„Sie werden uns nicht in die Notwendigkeit versetzen, mein Herr, das Gesetz in seiner ganzen Strenge zur Anwendung zu bringen. Wenn ich wollte — und ich bin dazu vollkommen berechtigt —, könnte ich Sie ohne weiteres nach Mazas in Einzelhaft bringen lassen. Ihr Betragen war höchst beklagenswert und wohl ge-

eignet, die Rechtspflege zu durchkreuzen und zu erschweren. Indessen will ich annehmen, daß Sie sich — und ich kann das wohl begreifen — von der Galanterie haben fortziehen lassen. Das ist ja charakteristisch für Ihre Nation und Ihren Stand, aber ich hoffe, daß Sie bei ruhiger Ueberlegung Ihren Fehler einsehen und nicht wiederholen werden.“

Herr Beaumont le Harbi war ein ernster Mann, mit blühender Gesichtsfarbe, weicher Stimme, laflem Kopfe und einer von einem stattlichen Bäuchlein gefüllten weißen Weste, ein Mann, der seine Zwecke durch Ueberredung, nicht mit Gewalt zu erreichen suchte und der dabei die Instinkte eines vornehmen Mannes hatte und am befehlshaberischen Vorgehen seines hitzigen Amtsbruders wenig Gefallen fand.

„O, von ganzem Herzen, mein Herr,“ sprach Sir Charles beäugt. „Sie haben gesehen oder wenigstens gehört, wie alles gekommen ist. Ich habe nicht angefangen, und mich trifft auch nicht der leiseste Vorwurf; aber ich gebe zu, daß ich im Unrecht war. Was verlangen Sie jetzt von mir?“

„Geben Sie mir das Versprechen, sich unsern Vorschriften zu unterwerfen — sie mögen lästig sein, aber wir halten sie nun einmal für notwendig —, und verfahren Sie nicht mehr mit Ihren Reisegefährten.“

„Gewiß, gewiß, mein Herr — das heißt, nachdem ich der Frau Gräfin noch ein Wort gesagt habe.“

„Nein, nein, ich darf auch das nicht erlauben —“

Allein trotz des warnenden Fingers, den der Richter erhob, ließ sich Sir Charles nicht abhalten, der Gräfin noch einige Worte nachzurufen, während sie ins nächste Zimmer geführt wurde.

„Mut, meine verehrte Gräfin, Mut. Lassen Sie sich nicht ins Bockshorn jagen; Sie haben nichts zu fürchten!“

Einer weiteren Auflehnung gegen die Obrigkeit wurde durch die beinahe gewalttätige Abführung der Gräfin aus dem Zimmer vorgebeugt.

6.

Der eben beendete stürmische Zwischenfall hatte eine etwas störende Wirkung auf Herrn Flocon, der seine Gedanken kaum genügend sammeln konnte, um allen Umständen, alten und neuen, die bei der Untersuchung zu Tage getreten waren, seine volle Aufmerksamkeit zu schenken. Allein er hatte ja Zeit, alles noch einmal mit Ruhe zu überdenken, da die weiteren Verhöre jetzt vom Untersuchungsrichter vorgenommen wurden.

Dieser hatte an einem kleinen Tische Platz genommen. Ihm gegenüber saß ein Schreiber, der Fragen und Antworten wörtlich nachschreiben sollte. Etwas nach der Seite, so, daß ihr das Licht ins Gesicht fiel, saß die Zeugin und ertrug die forschenden Blicke von drei Paar Augen: des Richters, des hinter ihm stehenden Chefs der Sicherheitspolizei und des Polizeikommissars.

„Ich hoffe, gnädige Frau, daß Sie im Stande sind, einige Fragen zu beantworten?“ begann Herr le Harbi freundlich.

„O ja, das hoffe ich; ich habe ja auch keine Wahl,“ antwortete die Gräfin mit würdevoller Entfagung.

„Meine Fragen werden sich hauptsächlich auf Ihre Kammerjungfer beziehen.“

„Ach!“ rief die Gräfin rasch, und in ihrer Stimme lag etwas Unruhe; aber sie ertrug die Blicke der drei Beamten, ohne zu zucken.

„Ich möchte etwas mehr über sie wissen, wenn es Ihnen recht ist.“

„Natürlich. Alles, was ich weiß, werde ich Ihnen sagen,“ sprach die Gräfin, jetzt mit vollkommener Selbstbeherrschung. „Aber, wenn ich fragen darf, warum haben Sie ein so großes Interesse an ihr?“

„Das will ich Ihnen offen sagen. Sie haben nach ihr verlangt, wir haben sie suchen lassen und —“

„Run?“

„Sie ist nicht zu finden, sie befindet sich nicht auf dem Bahnhof.“

In ihrer Ueberraschung sprang die Gräfin beinahe von ihrem Stuhle auf, eine Ueberraschung, die zu natürlich erschien, als daß sie hätte gemacht sein können.

„Unmöglich! Das kann nicht sein! Sie würde sich nicht unterstehen, mich hier im Stiche und ganz allein zu lassen.“

„Aber sie hat sich das wahrhaftig unterstanden. Ganz bestimmt ist sie nicht hier.“

„Was kann denn aus ihr geworden sein?“

„Ja, was wohl? Haben Sie keine Ahnung? Wir hoffen, Sie würden uns aufklären können.“

„Leider kann ich das nicht, nicht im geringsten.“

„Haben Sie sie nicht vielleicht nach Ihrem Hotel vorausgeschickt, um Ihre Freunde zu benachrichtigen, daß Sie aufgehalten seien, oder um sie in Ihrer Not zu Ihrem Beistand herbeizurufen?“

Die Falle war fein ausgedacht, aber die Gräfin ließ sich nicht verleiten.

„Wie konnte ich denn das? Als ich sie zuletzt sah, wußte ich doch nichts davon, daß ich in Not geraten würde.“

„So? Wirklich! Wann war denn das?“
„Gestern abend in Amberg, wie ich jenem Herrn bereits gesagt habe.“

Bei diesen Worten wies sie auf Flocon, der sich veranlaßt sah, zu nicken.

„Nun, dann ist sie anderswohin gegangen. Es kommt nicht viel darauf an, aber es ist immerhin seltsam, und um Ihre Willen möchten wir Ihnen gern helfen, sie zu suchen, wenn Ihnen überhaupt etwas daran gelegen ist, sie zu finden.“

Wieder eine kleine Fälschung, die ihren Zweck verfehlte. „Nachdem sie mich so rücksichtslos im Stiche gelassen hat, erscheint sie mir kaum wert, daß ich sie behalte.“

„Da haben Sie freilich recht, aber sie sollte doch zur Rechenschaft gezogen werden, ihr Betragen erklären und ihre Gründe dafür angeben. Also müssen wir sie doch wohl für Sie suchen.“

„Mir liegt wirklich gar nichts daran,“ fiel die Gräfin rasch ein, und diese Bemerkung sprach gegen sie.

„Nun, Frau Gräfin, kommen wir zur Beschreibung der Person. Wollen Sie uns etwas über ihre Größe, ihre Gestalt, die Farbe ihrer Augen, ihres Haars und ihre Erscheinung im allgemeinen mitteilen?“

„Sie war groß, das heißt über Mittelgröße, schlank, gutgewachsen und hatte schwarzes Haar und schwarze Augen.“

„Hübsch?“

„Nun ja, manche Leute aus ihrer eignen Klasse würden sie wohl für hübsch halten.“

„Wie war sie gekleidet?“

„Sie trug ein einfaches dunkles Sergelleid und einen schwarzen Strohhut mit braunen Bändern. Ich erlaube meiner Jungfer nicht, bunte Farben zu tragen.“

„Sehr wohl. Und ihr Name, Alter und Geburtsort?“

„Hortense Petitpré, zweiunddreißig Jahre alt, wie ich glaube, in Paris geboren.“

Bei diesen Einzelheiten sah der Untersuchungsrichter, ohne etwas zu sagen, Herrn Flocon an, der sich Aufzeichnungen in sein Taschenbuch gemacht hatte, sich jetzt aber erhob und das Zimmer verließ.

Hier ist eine genaue Beschreibung der Kammerjungfer,“ sprach er eindrucklich zu Galipaud, den er herbeigerufen hatte. „Lassen Sie sie sofort vervielfältigen und verteilen. Auch dem Bahnhofsvorstand und den Polizeiantworten hier in der Gegend geben Sie welche. Ich vermute — es ist nur eine Vermutung, daß das Frauenzimmer nicht weit von hier ist. Vielleicht ist meine Annahme nicht viel wert, aber es ist immerhin eine Möglichkeit. Leute, die von der Polizei gesucht werden, treiben sich oft gerade an dem Orte umher, den sie vermeiden sollten, wenn sie verständig wären. Jedenfalls lassen Sie nach ihr fahnden und kommen Sie wieder hierher.“

Inzwischen hatte der Richter seine Fragen fortgesetzt.

„Wo haben Sie Ihr Mädchen in Dienst genommen, gnädige Frau?“

„In Rom; sie war dort ohne Stelle, und ich hörte durch ein Gefindevermittlungsbureau von ihr, als ich vor ein paar Monaten eine Kammerjungfer suchte.“

„Also ist sie noch nicht lange in Ihrem Dienst?“

„Nein, wie ich Ihnen schon gesagt habe, ist sie im Dezember bei mir eingetreten.“

„Mit guten Zeugnissen?“

„Sehr guten. Sie hat nur in seinen englischen und französischen Familien gedient.“

„Und wie hat sie sich bei Ihnen geführt?“

„Tadellos.“

„Gut, dann brauchen wir uns mit Hortense Petitpré nicht weiter zu beschäftigen. Sie wird sich wohl nicht weit von hier aufhalten, und ich zweifle nicht daran, daß wir sie rasch zur Stelle schaffen können, falls wir sie nötig haben, dessen können Sie versichert sein, gnädige Frau.“

„Bitte, bemühen Sie sich deshalb gar nicht; ich würde sie ganz bestimmt nicht behalten.“

„Schon gut, schon gut. — Und nun wollen wir zu einer andern kleinen Angelegenheit übergehen. — Wie ich sehe — er zog den von Flocon gezeichneten Plan der Schlafwagen zu Rate —, haben Sie Abteilung d mit den Lagerstätten Nr. 9 und 10 innegehabt?“

„Ich glaube, mein Bett war Nr. 9.“

„Ja, Sie können dessen sicher sein. In der neben der Ihrigen liegenden Abteilung — wissen Sie, wer Ihr Nachbar war? Ich meine in Nr. 7 und 8?“

Die Lippen der Gräfin zuckten, und sie wurde von einer plötzlichen Aufregung erfaßt.

„Das war, wo — wo —“, antwortete sie mit leiser Stimme.

„Nun, nun, gnädige Frau,“ sprach der Richter in einem Tone, als ob er ein kleines Kind beruhigen wolle. „Sie brauchen es nicht auszusprechen; ich kann mir ja denken, daß Ihnen das schwer wird. Also, Sie wissen?“

Langsam neigte sie den Kopf, aber sie brachte kein Wort über die Lippen.

„Haben Sie diesen Mann, diesen armen Mann überhaupt gesehen? Nein — nein, ich meine natürlich nicht nachher, das ist kaum anzunehmen. Aber während der Reise. Haben Sie mit ihm gesprochen oder er mit Ihnen?“

„Nein, nein, ganz entschieden nicht.“

„Haben Sie ihn auch nicht gesehen?“

„Ja, gesehen habe ich ihn, glaube ich, in Modane, mit den andern, beim Mittagessen.“

„Gut, richtig; er hat in Modane zu Mittag gegessen. War das die einzige Gelegenheit, wo Sie ihn gesehen haben? Sind Sie ihm nie in Rom begegnet, wo Sie gewohnt haben?“

„Wen meinen Sie? Den Ermordeten?“

„Wen sollte ich sonst meinen?“

„Nicht, daß ich wüßte; das heißt, ich habe keinen Freund in ihm erkannt.“

„Ich nehme an, daß, wenn er zu Ihren Freunden gehört hätte —“

„Bitte um Verzeihung, das war er ganz bestimmt nicht,“ unterbrach ihn die Gräfin.

„Nun denn zu Ihren Bekannten — so würde er sich Ihnen jedenfalls genähert haben?“

„Wahrscheinlich.“

„Und das hat er nicht gethan? Er hat nie mit Ihnen gesprochen und auch Sie nicht mit ihm?“

„Ich habe den Reisenden aus der nächsten Abteilung nie gesehen, mit Ausnahme der einen Gelegenheit, denn ich habe mich während der Reise meist in meiner Abteilung aufgehalten.“

„Allein? Das muß ja sehr langweilig für Sie gewesen sein.“ sprach der Richter scherzend.

„O, ich bin nicht immer allein gewesen,“ antwortete die Gräfin zögernd und mit einem leisen Erröten.

„Ich hatte Freunde im Wagen.“

„Wer waren diese Freunde? Sie können es mir ruhig sagen, gnädige Frau, denn wir würden es doch herausbringen.“

„Ihnen das zu verhehlen, habe ich gar nicht die Absicht,“ erwiderte sie, diesmal vielleicht über die zweideutige Anspielung erblassend. „Warum sollte ich das thun?“

„Also diese Freunde waren —?“

„Sir Charles Collingham und sein Bruder. Sie kamen dann und wann und leisteten mir Gesellschaft, bald der eine, bald der andre.“

„Während des Tages?“

„Natürlich während des Tages.“

Ihre Augen flammten, als ob die Frage eine neue Beleidigung sei.

„Kennen Sie diese Herren schon lange?“

„Den General habe ich letzten Winter in Rom in der Gesellschaft getroffen, und er hat mir seinen Bruder vorgestellt.“

„So weit ganz gut. Der General kannte Sie und hat sich für Sie interessiert. Das erklärt auch sein sonderbares, nicht zu rechtfertigendes Betragen vorhin —“

„Ich halte es weder für sonderbar noch für unentschuldigbar,“ fiel ihm die Gräfin ins Wort. „Er ist ein Gentleman.“

„O natürlich, unverkennbar. Aber wir wollen fortfahren. Sie leiden etwas an Schlaflosigkeit, nicht wahr, gnädige Frau?“

„Ja, allerdings, ich schlafe gewöhnlich sehr schlecht.“

„Dann wird Ihr Schlaf gewiß auch leicht gestört. Haben Sie nun in der vergangenen Nacht kein seltsames Geräusch im Wagen vernommen, besonders in der Ihnen benachbarten Abteilung?“

„Nein, nichts.“

„Keine lauten Stimmen, nicht den Lärm eines Kampfes, eines Ringens?“

„Nein, Herr Richter.“

„Das ist aber doch seltsam, ich kann das gar nicht begreifen. Aus dem Aussehen des Körpers — der Leiche — ist mit zweifelloser Bestimmtheit zu erkennen, daß dem Tode ein Kampf, ein Ringen vorausgegangen ist. Und doch wollen Sie, die Sie eingeständenermaßen schlecht schlafen und nur durch eine dünne Bretterwand vom Schauplatz dieses Kampfes getrennt waren, nichts, nicht das geringste gehört haben? Das ist höchst seltsam.“

„Ich habe geschlafen; ich muß geschlafen haben.“

„Aber jemand, der so leicht schläft wie Sie, wäre sicherlich erweckt worden. Wie können Sie das erklären, wie wollen Sie diese beiden Thatsachen in Uebereinstimmung bringen?“

Die Frage wurde in einem ganz höflichen Tone ausgesprochen, aber der darin zum Ausdruck kommende Unglaube des Richters grenzte thatsächlich an Grobheit.

„Sehr leicht,“ entgegnete die Gräfin, „ich hatte ein Schlafmittel genommen. Das thue ich auf Reisen immer, und deshalb muß ich auch stets Sulfonal oder Chloral bei mir haben.“

„Dann gehört dies wohl Ihnen, gnädige Frau?“

Bei diesen Worten zeigte der Richter mit der Miene unterthöhligen Triumphs das kleine Krystallflacon, das

Herr Flocon im Schlafwagen in der Nähe des Schaffners-fisches gefunden hatte. Mit einer raschen Bewegung streckte die Gräfin die Hand aus, um es zu nehmen.

„Nein, ich kann es Ihnen nicht geben. Betrachten Sie es, so nahe Sie wollen, und geben Sie zu, daß es Ihnen gehört?“

„Natürlich gehört es mir. Wo haben Sie es gefunden? Doch nicht in meiner Abteilung?“

„Nein, gnädige Frau, nicht in Ihrer Abteilung.“

„Wo denn?“

„Verzeihung, das können wir Ihnen nicht sagen — wenigstens jetzt noch nicht.“

„Ich habe es gestern abend vermisst,“ fuhr die Gräfin etwas verwirrt fort.

„Nachdem Sie Ihr Chloral genommen hatten?“

„Nein, vorher.“

„Und was wollten Sie hiermit machen? Es ist Opium.“

„Ich wollte es wegen meiner Nerven gebrauchen, denn ich hatte Zahnweh, aber — wirklich, mein Herr, Sie werden doch nicht verlangen, daß ich Ihnen alle meine Leiden aufzähle?“

„Hat Ihre Jungfer das Flacon genommen?“

„Das muß ich wohl annehmen. Sie muß es zuerst aus der Reisetasche genommen —“

„Und dann behalten haben?“

„Das ist das einzige, was ich glauben kann.“

„Aha!“

7.

Als der Untersuchungsrichter mit seinem Verhör bis zur Geschichte des Krystallflacons gekommen war, hielt er inne und sah sich mit einem langgezogenen „A—a—ah!“ der Befriedigung nach seinen Kollegen um.

Sowohl Herr Flocon als auch der Kommissar nickten zustimmend und teilten offenbar seinen Triumph. Sodann steckten alle drei die Köpfe zusammen und hielten flüsternd eine geheime Beratung.

„Ganz bewundernswert, Herr Richter!“ sprach der Chef. „Sie haben die Sache höchst geschickt angefangen, und der Fall ist ja ganz klar.“

„Gar kein Zweifel,“ meinte auch der Kommissar, ein roher und ziemlich gemeiner Mensch, der der Ansicht war, daß Verhaftung unter allen und jeden Umständen das sicherste und einfachste Verfahren sei. „Die Sache sieht sehr böse für sie aus, und ich glaube, es wäre am besten, sie sogleich dingfest zu machen.“

„Dazu, meine ich, müßten wir doch mehr und bestimmtere Verdachtsgründe haben,“ entgegnete der Richter, während er über die Thatsachen nachdachte, soweit er sie kannte. „Ehe ich weiter gehe, möchte ich mir den Wagen einmal ansehen,“ fuhr er fort, plötzlich zu einem Entschlusse kommend.

Der Chef der Sicherheitspolizei stimmte eifrig zu. „Wir wollen zusammengehen,“ sprach er und wandte sich sodann an die Gräfin. „Die gnädige Frau wird die Güte haben, so lange hier zu bleiben. — Es wird wohl nicht lange dauern.“

„Und nachher?“ fragte die Gräfin, deren Erregung während des leisen Gesprächs gestiegen war.

„O, nachher! Wer weiß?“ war die von einem höchst rätselhaften und unbefriedigenden Achselzucken begleitete Antwort.

„Was liegt eigentlich gegen sie vor?“ fragte der Untersuchungsrichter, sowie sie allein und vor Lauschern sicher im Schlafwagen waren.

„Das Fläschchen mit Opium und der Zustand des Schaffners, dem ohne Zweifel ein mit einem Schlafmittel versetztes Getränk beigebracht worden ist,“ antwortete der Chef, und die darauf folgende Unterredung war ein Zwiegespräch zwischen ihnen, denn der Kommissar nahm nicht daran teil.

„Ja, aber warum soll das gerade die Gräfin gethan haben? Wie können wir das so bestimmt annehmen?“

„Es ist doch ihr Flacon,“ antwortete Flocon.

„Ihre Angabe, daß sie es vermisst und daß die Kammerjungfer es genommen habe, hat nichts Unwahrscheinliches.“

„Gegen die Jungfer liegt gar nichts vor; wir wissen überhaupt nichts von ihr.“

„Nein, mit Ausnahme, daß sie verschwunden ist, aber das spricht mehr gegen ihre Herrin. Die Sache liegt noch sehr im Dunkeln, und ich sehe noch nicht recht, was weiter zu thun ist.“

„Aber das Stüchchen Spitze, die Perlenfranse? Die kommen doch sicher von einer Frau und die einzige Frau im Wagen —“

„Soviel wir wissen.“

„Wenn man nun beweisen könnte, daß diese von ihr stammen?“

„Ja, wenn wir das beweisen könnten!“

„Das ist leicht. Lassen Sie sie durchsuchen, sofort, hier, auf dem Bahnhof. Beim Zollamt hier ist eine Frau dazu angestellt.“

„Das wäre eine weitgehende Maßregel, denn sie ist doch eine vornehme Dame.“

„Vornehme Damen, die Verbrechen begehen, können

nicht erwarten, daß sie mit Glacéhandschuhen angefaßt werden."

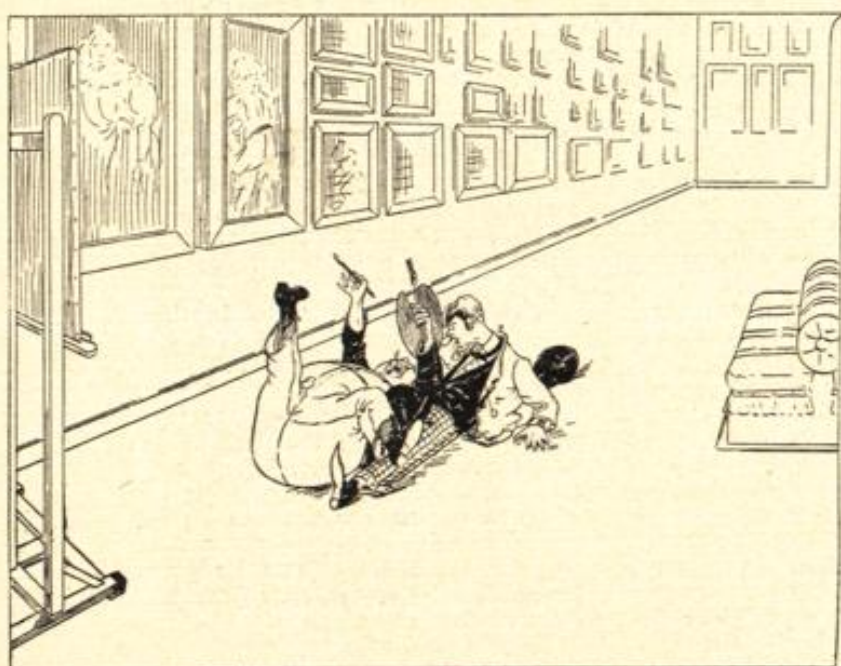
"Sie ist Engländerin, oder hat wenigstens Verbindungen in England, außerdem ist sie von Adel. Ich weiß wahrhaftig nicht — Angenommen, wir irrten

uns? Das könnte zu großen Unannehmlichkeiten führen. Dem Herrn Präfecten liegt sehr viel daran, internationale Verwicklungen zu vermeiden."

Während er dies sprach, beugte er sich vor, zog ein Vergrößerungsglas aus der Tasche und unter-

suchte die Spitze, die noch an der Stelle flatterte, wo sie sich festgehaft hatte."

"Keine Spitze, glaube ich. Was meinen Sie, Flocon? Vielleicht wissen Sie mit solchen Dingen mehr Bescheid."



Ein Abenteuer in der Gemäldegalerie. Originalzeichnungen von R. Barascudis.

"Die feinste, die es giebt, oder wenigstens fast die feinste. Ich glaube, es ist Valenciennes. — Der Befehl von einem Unteroffizier oder etwas dergleichen, sollte ich meinen. Das ist doch gewiß hinreichend, Herr Richter?"

Herr Beaumont le Hardi gab, wenn auch widerstrebend, seine Zustimmung, und der Chef ging selbst zurück, um anzuordnen, daß die Durchsuchung ohne Säumen vorgenommen werde.

Gegen diese neue Schändlichkeit erhob die Gräfin

Einspruch, aber natürlich vergeblich. Was konnte sie machen? Gefangen und so gut wie ohne Freunde, wie sie war — denn der General war nicht zu erreichen —, war an Widerstand gar nicht zu denken, um so weniger, als ihr ganz unverhohlen gesagt wurde,

man werde Gewalt anwenden, wenn sie sich nicht gutwillig füge. So blieb ihr also nichts andres übrig, als zu gehorchen.

Mutter Fontaine, wie die Durchsucherin sich nannte, war ein dickes altes Weib mit einem abstoßenden Ge-

sicht, einer unangenehmen, leisen und aufdringlichen Sprechweise und einer frechen Vertraulichkeit, die sehr widerwärtig war. Man hatte ihr den Fegen Spitz und das Stückchen Zettfranse als Anhalt gegeben und sie ganz besonders angewiesen, nachzusehen, ob diese

von irgend einem Kleidungsstück der Gräfin stammten.

— Was für eine Person sie war, zeigte sich sehr bald. „Haha, haha! Was ist das, mein hübsches Prinzchen? Wie kommt eine so große Dame in Mutter Fontaines Hände? Aber ich werde Ihnen nicht weh



Seeschlacht bei Ostia (849). Zeichnung von L. Fogliaghi.

thun, mein Läubchen! O nein, nein, ich will Ihnen keine Angelegenheiten machen, Liebchen; nein, vertrauen Sie mir nur.“ Dabei streckte sie eine dürre Kralle von einer Hand aus und wandte den Kopf ab.

Die Gräfin verstand diese Gebärde nicht oder wollte sie nicht verstehen.

„Die Gnädige hat doch Geld?“ fragte das alte Scheusal in halb drohendem, halb bettelndem Tone, indem sie dicht an die Gräfin herantrat und sich wie ein Raubvogel an ihr Opfer krallte.

„Wenn Sie damit sagen wollen, daß ich Sie bestechen soll —“

„Pfui, was für ein häßliches Wort! Nur ein kleines Geschenk, eine hübsche Erkenntlichkeit, ein paar gelbe Stückchen, zwanzig, dreißig, vierzig Franken — es wäre wirklich besser.“

Dabei schüttelte sie den weichen Arm, den sie so fest gefaßt hatte.

„Warten Sie, warten Sie!“ rief die Gräfin, am ganzen Körper zitternd, indem sie hastig ihre Börse hervorholte und dieser mehrere Napoleons entnahm.

„Gaha, hoho! Eins, zwei, drei,“ sagte die Durchsucherin in ihrer fetten, sichernden Sprechweise, „vier, ja vier, fünf.“ Sie ließ die Goldstücke in ihrer Hand klirpern, und ein habgieriges Leuchten erschien bei dem fröhlichen Klingen in ihren unterlaufenen Augen. „Fünf, — machen Sie sofort fünf — hören Sie wohl? — Oder ich rufe die da draußen herein und sage es ihnen, und das wird sehr gegen Sie sprechen, mein Täubchen. Was, eine arme alte Frau, Mutter Lontaine, die ehrliche und unbefleckliche Mutter Lontaine, wollen Sie bestechen? Also fünf, rasch, fünf!“

In beherdeter Hast schüttelte die Gräfin den ganzen Inhalt ihrer Börse in die Hand der alten Megäre.

„Ein wahrer Glückstag! Ein schöner, unverhoffter Fund! Sie bezahlen mich auch gar zu elend hier, und ich bin, ach, so arm und habe viele, viele Kinder. Sie werden's denen da draußen nicht sagen; das wagen Sie nicht. Nein, nein, nein.“

Während sie dies vor sich hinhinmurmelte, watschelte sie durchs Zimmer in eine Ecke, wo sie ihren Schatz sicher versteckte. Dann kam sie zurück, zeigte das Stückchen Spitze und drückte es der Gräfin in die Hand.

„Kennen Sie das, meine Gnädige? Wo das hergekommen ist, ist da noch mehr? Ich soll an Ihnen danach suchen,“ sprach sie und hob mit einer raschen Bewegung den Saum des Kleides der Gräfin auf, ließ ihn aber sogleich mit einem leisen Klackern wieder fallen.

„Oho, oho! Sie haben wohl daran gethan, mein Täubchen, mich zu bezahlen, sehr wohl. Und eines Tages, heute, morgen, oder wann ich Sie bitte, werden Sie an Mutter Lontaine denken, nicht wahr?“

Mit großem Schrecken hörte die Gräfin diese Worte. Was hatte sie gethan? Sich in die Gewalt dieser habgierigen, gewissenlosen Heze gegeben?

„Und was ist dies, mein Prinzchen? Was haben wir hier? Aha!“ Bei diesen Worten hielt Mutter Lontaine das Stück Jettfranse in die Höhe und legte es der Gräfin in die Hand, als diese sich vorbeugte, um es näher anzusehen.

„Sie erkennen es natürlich, aber seien Sie vorsichtig, nehmen Sie sich in acht! Wenn irgend jemand Sie sähe, so wären Sie verloren, und ich könnte Sie nicht retten. Wst! Sprechen Sie nicht, sehen Sie sich es nun an, und geben Sie es mir schnell wieder. Ich muß es draußen zeigen.“

Während dieser ganzen Rede drehte die Gräfin die Jettfranse in ihrer offenen Hand um und um und betrachtete sie mit betroffenem und verwirrtem, aber laum erschrecktem Ausdruck.

Ja, sie kannte das Stück oder glaubte es zu kennen. Es war — Wie kam es aber hierher, in die Hände dieser elenden Handlangerin der Pariser Polizei?

„Geben Sie es rasch wieder her!“ rief diese, als laut an die Thür geklopft wurde. „Sie kommen! Vergessen Sie nicht!“ fuhr Mutter Lontaine fort, indem sie ihren langen Zeigefinger auf die Lippen legte. „Kein Wort! Ich habe nichts gefunden, nicht das geringste, das kann ich beschwören, und Sie werden Mutter Lontaine nicht vergessen!“

Herr Flozon stand in der offenen Thür und erwartete den Bericht der Durchsucherin, und als das alte Weib ihn beiseite nahm und ihm kurz erklärte, daß die Durchsuchung vollkommen fruchtlos geblieben sei, sah er sehr verlegen aus.

Nichts lag vor, was einen Verdacht begründen konnte, nichts hatte sie gefunden.

Des Chefs Blicke wanderten zwischen den beiden Frauen hin und her — von der Alten, die er mit dieser peinlichen Aufgabe betraut hatte, zu der Dame, gegen die sie versucht worden war; zu seiner Ueberzeugung beklagte sich die Gräfin jedoch nicht. Er hatte weitere und heftigere Vorwürfe erwartet; allein, fest-sam zu sagen, sie nahm die Sache sehr ruhig hin. In ihren Zügen war keine Entrüstung zu lesen, sie war zwar blaß und ihre Hände zitterten, aber sie sprach kein Wort oder erlaubte sich wenigstens keine Anspielung auf das, was sie eben durchgemacht hatte.

Wieder beriet er sich mit seinen Kollegen, während die Gräfin noch ferngehalten wurde.

„Was nun, Herr Flozon?“ fragte der Richter. „Was wollen wir mit ihr machen?“

„Laufen lassen,“ antwortete der Chef kurz.

„Was? Das schlagen Sie vor, Herr Chef?“ rief der Richter etwas schadenfroh. „Nach Ihrem starken und wohlbegründeten Verdacht?“

„Mein Verdacht ist so stark als nur je, sogar stärker; und ich bin gewiß, daß er sich noch als gerechtfertigt herausstellen wird. Nur jetzt aber wäre es mein Wunsch, sie laufen zu lassen — unter Ueberwachung.“

„Aha, Sie wollen sie auf Schritt und Tritt beobachten lassen?“

„Ja, von einem zuverlässigen Agenten, zum Bei-

spiel Galipaud. Er spricht englisch und kann ihr nötigenfalls überallhin folgen, selbst nach England.“

„Wir können ja ihre Auslieferung verlangen,“ warf der Kommissar ein, der immer an Verhaftung dachte.

„Sind Sie einverstanden, Herr Untersuchungsrichter? Dann will ich, wenn Sie es gestatten, die nötigen Befehle geben, und Sie können der Dame eröffnen, daß ihrer Entfernung vom Bahnhof nichts im Wege steht.“

Jetzt sollte die Gräfin Veranlassung haben, ihre Meinung über die französischen Beamten zu ändern. Die anfängliche Strenge, die ihr so grausam erschienen war, machte der größten Höflichkeit Platz. Mit vielen Verbeugungen und Entschuldigungen wurde ihr gesagt, daß der bedauerliche, aber unvermeidliche Aufenthalt zu Ende sei. Sie erhielt nicht nur die Erlaubnis, sich zu entfernen, sondern Herr Flozon und der Kommissar ließen es sich nicht nehmen, sie bis zu dem Omnibus zu geleiten, der vor dem Bahnhof wartete und auf dessen Verdeck ihr Gepäck aufgestapelt wurde, einschließlich des Toilettenkoffers, der sauber für sie gepackt worden war.

Allein das kleine Flacon mit dem silbernen Stöpsel war ihr nicht wiedergegeben worden, ebensowenig ihr Taschentuch. Entweder hatte sie in ihrer Freude über ihre Erlösung nicht an diese Dinge gedacht, oder sie wünschte nicht den Eindruck zu machen, als ob ihr viel an deren Wiedererlangung gelegen sei.

Ebensowenig bemerkte sie, daß, als der Omnibus durch das Thor am Fuße der langen, aufsteigenden Straße fuhr, die vom Hyoner Bahnhof in die Stadt führt, in vorsichtiger Entfernung eine bescheidene Droßke folgte, die schließlich vor dem Hotel Madagasgar anhielt. Ihr Insasse, Galipaud, behielt die Gräfin im Auge, folgte ihr auf dem Fuße ins Hotel und wartete, bis sie das Bureau verlassen hatte. Hierauf hatte er eine lange Besprechung mit dem Geschäftsführer.

(Fortsetzung folgt.)

Abendläuten.

Es ist so still, so traumlich rings im Zimmer,
Man fühlt, hier ist zufriednes Glück zu Haus!
Es ist, als gingen Engel ein und aus,
Nur leis ertönt ein Lied im Abendschimmer.

Auf weichen Flaum gebettet liegt das Kindchen,
Vor dem die junge Mutter singend kniet;
In süßen Schlaf wiegt sie's mit ihrem Lied,
Und froh zu lächeln scheint des Lieblings Mündchen!

Jetzt schläft's! Mit tiefem, seligem Empfinden
Küßt es die Mutter, und ein still Gebet,
In dem sie fromm um Glück und Segen steht,
Steigt auf zu Gott! Erhöhung möcht' es finden!

„Laß es geraten!“ tönt's von ihrem Munde —
Da klingt der Abendsegen her vom Turm;
Nun zieht's durchs Mutterherz im Jubelsturm:
Die Glocken läuten „Amen“ in der Runde. w. s.

Vor einer spanischen Dorfschenke.

(Bild S. 569.)

Sie sieht wohl für den einen oder andern Leser nicht recht vertrauenswürdig aus, unsere spanische Dorfschenke — trotz der lockenden Anpreisung, daß man darin nicht bloß Wein, Bier und Tabak haben könne, sondern auch warme Küche, billig und reinlich! Die Wirtshäuser sind nie ein Ruhmestitel des schönen Landes gewesen, wenn man anders den Zeugnissen ausländischer Beurteiler aus früheren Zeiten Glauben schenken will. Geradezu als eine Schattenseite Spaniens galten seine elenden „Posadas“. Es gibt ein merkwürdiges Buch aus dem Anfang des sechzehnten Jahrhunderts, hervorgegangen aus den gelehrten Disputationen der damals in Lissabon im collegium illustre studierenden Fürstenthümer und Adligen, über die Vorzüge und Schwächen der verschiedenen Länder und Völker Europas. „Wer noch,“ so lesen wir da, „im Zweifel ist über die Unfruchtbarkeit Spaniens, der sollte doch dorthin reisen und die Annehmlichkeiten seiner Herbergen erproben; er würde wenigstens lernen, mit Würde zu hungern und mit Grazie, als ob er wirklich Fleisch gegessen hätte, sich mit der Federpule die Zähne auszuwischen. Die Herbergen sehen sich dorten ganz anders an als in unserm Deutschland, denn man hier und da, aber höchst ungerechtfertig, eins anhängen möchte. Es wäre ja zu wünschen, daß es in Deutschland in mancher Landschaft mehr Wirtshäuser gebe, daß sie zuweilen reinlicher und bequemer sein möchten; ohne Widerrede laufen darin die Franzosen allen andern Völkern den Rang ab. Aber gar in Spanien ist noch die reine Barbarei zu finden. In Frankreich liegt das Geld im Wirtshaus nur so hinaus, in Spanien kann man es beim besten Willen nicht los werden, wenigstens in den weitgehenden Gassen, wo einfach nichts zu haben ist. Sollte aber ja der Wanderer das Glück haben, ein Wirtshaus anzutreffen, so ist es doch weder zum Essen noch zum Uebernachten eingerichtet, oder man bekommt ein recht zweifelhaftes Frühstück oder Mittagmahl, das eher den Namen eines Fastens verdient. Trotzdem kostet der bloße Schatten einer Mahlzeit oder eines Bettes so viel, wie man in Frankreich oder Deutschland für eine üppige Bewirtung zahlt. Allerdings hat hingegen fast jede Stadt Spaniens wenigstens ein Wirtshaus, man findet

dort die Hörner eines Widder, daran kann man sein Pferd anbinden; fordert man aber sonst noch etwas, so erhält man den Rat, selbst auf den Markt zu gehen. Hafer, Heu und Stroh giebt es nicht, man kann nur Gerste kaufen und seinem Pferd geben. Der Reisende muß sich dann dazu bequemen, auf der Erde zu schlafen, höchstens daß man um Geld und gute Worte von einem Nachbarn eine Matratte als Unterbett und Decke erhalten kann. Auch sein eigener Koch und Diener muß der Reisende sein; außer Del und Essig ist im Wirtshaus nichts zu haben.“ Das müssen wirklich recht erbauliche Zustände für die Reisenden gewesen sein — ländlich, fittlich! Heutzutage ist die europäische Kultur auch in Spanien so weit verbreitet, daß man in den Städten nicht schlechter dran ist als in Italien. Unser Dorf-Wirtshaus rechnet ja auch nicht auf anspruchsvolle Gäste; für den Karrenführer oder Fielstreiber ist die von ihm so sehr häufig betrachtete Kneipe offenbar das irdische Paradies; aber, aber „hat man nicht auch Geld imbeutel, kann man ja nicht glücklich sein“, wie der spanische Kerkermeister in Beethovens „Fidelio“ singt.

— k

Blüchers Unfall bei Ligny, 16. Juni 1815.

(Bild S. 572 u. 573.)

Durch die strahlenden Erfolge des deutschen Heeres im Jahre 1870 und 1871 ist das Andenken an die deutschen Befreiungskriege von 1813 bis 1815 merkwürdig verblüht; aber mit unermindertem Glanz strahlt aus den Tagen unserer Väter und Großväter ein Name: es ist der des „Marschalls Vorwärts“, des „Jünglings im Greisenhaar“, und wie ihn sonst die zeitgenössischen Dichter nannten, den alten Blücher, der von seinem dankbaren König zum ersten Fürsten Blücher von Wahlstadt erhoben worden ist, nachdem sein Siegeslauf, wenn auch nicht ohne Rückschläge, ihn von Schleien bis Paris geführt hatte. Der Volkshymne erschien der alte Haudegen als der berufene Träger des preussisch-deutschen Geistes in dem Koalitionskrieg der europäischen Mächte gegen Napoleon, und als sich erwies, daß die in Wien versammelten Staatskünstler weit davon entfernt waren, den Wünschen der deutschen Patrioten genug zu thun, da traf wieder der alte Blücher den Nagel auf den Kopf mit seinem bitteren Wort, die Diplomatie verdirbe, was das Schwert gewonnen habe. Als dann die Kunde von der unerwarteten Rückkehr Napoleons von dem ihm zugewiesenen Elba wie eine Bombe in die Wiener Beratungszimmer und Gesellschaften hineinschlug, wurde Blücher wieder an die Spitze des preussischen Heeres gestellt, das sich in den Niederlanden mit den englischen Truppen vereinigen sollte, um dem Korien die Spitze zu bieten. Bei Ligny am 16. Juni 1815 hatte Blücher allein den Ansturm des französischen Heeres auszuhalten. Dabei geriet Blücher in Lebensgefahr; es ist der Moment, den der Künstler, ein jüngerer Münchener Maler, mit dramatischer Lebhaftigkeit uns vor Augen stellt. Blüchers Pferd ward von einer Kugel getroffen, es stürzte, der greise Feldherr kam darunter zu liegen und erlitt eine Quetschung des rechten Beines. In diesem Augenblick brausten feindliche Reiter daher, aber zum Glück vermochte Blüchers Adjutant, der Major Graf Kottitz, mit Beihilfe anderer den Feldmarschall hervorzuziehen und auf sein eigenes Pferd zu setzen, so daß er noch rechtzeitig der Gefahr entging, gefangen genommen zu werden. Wohl mußten die Preußen weichen, aber schon zwei Tage später gelang es dem unermüdeten Blücher, mit seinen Preußen in die Schlacht bei Waterloo einzugreifen, schließlich erwartet vom englischen Feldherrn, dem Herzog von Wellington. „Ich wollte, es wäre Abend oder die Preußen kämen!“ hatte er ausgerufen, als das Kriegsglück schwankte. Und als die Preußen im entscheidenden Zeitpunkt eintrafen, da sank Napoleons Stern. Aber wie, wenn Blüchers Unfall bei Ligny minder glücklich ausgefallen wäre?

— k

Seeschlacht bei Oria (849).

(Bild S. 581.)

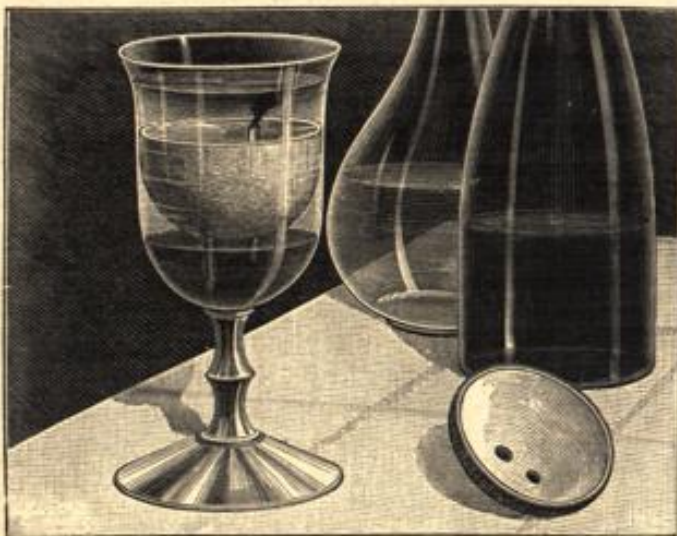
In einer fernliegenden Zeit verfiel der Künstler: es ist eine Seeschlacht zwischen Sarazenen oder Arabern und Neapolitanern an der Mündung des Tiberstromes, die er uns vorführt. Seit 827 hatten die gewaltig vordringenden Sarazenen von der Nordküste Afrikas aus begonnen, die Byzantiner aus Sizilien zu verdrängen; seit 840 hatten sie sich auch auf dem Festlande Unteritaliens eingenistet, Tarent an sich gerissen. Apulien und Kalabrien verheert. Die arabischen Flotten von Kairwan (in Nordafrika) und Palermo durchkreuzten das Meer; schon im Jahre 846 drang ein Schwarm bis Rom und plünderte den vatikanischen Stadtteil, die Kirchen der Apostel Peter und Paul. Bald lodten die Schätze der „ewigen Stadt“ neue Raubscharen von Afrika. Während die Römer beschäftigt waren, ihre Mauern zu verstärken, besonders das Petersviertel verschanzten, ward die Kunde laut, daß die Sarazenen sich bei der Insel Sardinien gesammelt hätten, des Willens, Rom in ihre Hände zu bringen. Auf die dringende Aufforderung des Papstes Leo IV. schlossen Neapel, Gaeta und Amalfi einen Bund mit Rom; ihre Galeeren nahmen Stellung vor Portus, Roms Seehafen. Der Papst segnete in Oria Flotte und Heer; es galt die Rettung Roms vor dem grimmigsten Feind der Christenheit. Schon am nächsten Tag erschienen die sarazenischen Segel vor Oria; mutig gingen die Neapolitaner zum Angriff vor. Das ist die Scene, die unser Bild darstellt. Ein sarazenisches Schiff wird im Nahkampf geentert, nachdem seine Mannschaft vom turmähnlichen Hinterkastell einer andern christlichen Galeere durch die wohlgezielten Pfeile der Bogenschützen größtenteils kampfunfähig geworden ist.

Ein plötzlich ausbrechender Sturm hat dazu beigetragen, daß die Flotte der Sarazenen zerstreut, versenkt oder an die Rüste geworfen wurde. Die Schiffbrüchigen wurden teils niedergemacht, teils in Oria in Ketten aufgehängt, teils als Kriegsgefangene nach Rom gebracht, wo sie Schanzarbeit verrichten mußten. Fast sieben Jahrhunderte später hat der „göttliche“ Maler Raffael

Sanzio da Urbino in einem Saal des vatikanischen Palastes (sala di incendio) den Seezug bei Ostia verherrlicht.
Wie beides erscheinen uns heute die Galeeren des neunten Jahrhunderts, wenn wir sie vergleichen mit den gepanzerten Kolossen mit ihren Feuerschländen, die ein heutiger Seekrieg zur gegenseitigen Vernichtung aufruft! Aber mag auch eine Seeschlacht von heutzutage dem Vain in erster Reihe als angewandte Wissenschaft erscheinen, der Seemann wird stets den todesverachtenden Mannesmut für seine höchste Tugend halten und seine Betätigung in früheren Seeschlachten mit Achtung anerkennen. — 5.

Amüsante Wissenschaft.

Ausgleich von Flüssigkeiten. Hat es zum Nachteil Orangen gegeben, so läßt sich an einem hübschen Beispiele ein physikalisches Gesetz nachweisen, das von der Wirkung der Schwerkraft bei verschiedenen Flüssigkeiten. Man muß darauf sehen, daß beim Schalen der Orangen eine der Schalenhälften ihre halbkugelige Gestalt beibehält, was ja nicht schwer zu bewerkstelligen ist. In dem Boden dieser Schale, die jetzt wie ein goldgelbes Näpfchen mit weichem Innern ausfällt, steht man, am besten mit einem aus einer Federpoje bestehenden Nähnadel, nicht zu weit voneinander zwei Löcher aus. Dann nimmt man die Schale und bringt sie in ein Weinglas, wobei man darauf achten muß, daß der Durchmesser des letzteren etwas kleiner ist, als ihr eigener. Infolge ihrer Elastizität wird die Schale an einer bestimmten



Ausgleich von Flüssigkeiten.

Stelle des Glases von selbst haften bleiben. Nun gießt man Rotwein in sie hinein, und zwar so lange, bis derselbe, der durch die Löcher nach dem Boden des Glases abfließt und dann in dem Glase aufsteigt, den Boden des Schalennapfchens erreicht. Ist dies geschehen, so gießt man in das Glas so lange Wasser nach, bis es fast den oberen Rand der Schale erreicht. Und nun wird man ein eigentümliches Schauspiel sehen: der Wein wird durch eines der Bodenlöcher der Schale emporsteigen, während gleichzeitig das Wasser durch das andre nach unten abfließt. Dieser Vorgang dauert so lange fort, bis die beiden Flüssigkeiten ihre Stelle vollständig ausgetauscht haben, das heißt bis der Rotwein als die schwerere Flüssigkeit die untere und das Wasser, als die leichtere, die obere Hälfte des Glases ausfüllt. Man kann in die beiden Löcher auch Federpöken stecken, die eine aufwärts, die andre abwärts gerichtet, allein das Experiment wird auch gelingen, ohne daß man das thut.

Humoristische Blätter.

Der letzte Pump. Haushälterin: „Hier ist ein Telegramm: Ihr Neffe ist tot.“ — Alter Junggeselle: „Om, da will er wohl Geld zum Begräbnis.“

Für junge Dichter. (Annonc.) Erbiete mich, gegen Vergütung von 3 Mark pro Stunde mir Gedichte jeder Art vorlesen zu lassen. Alois Meierlein, Feldgasse.

Korrespondenzkarten sind der Zins, den man von seinen Briefschulden bezahlt.

Ein Pissliß. Photograph, im Begriff, die Aufnahme zu machen: „Ich sah Sie letzten Sonntag in der Kirche, mein Fräulein!“ — Dame: „So?“ — Photograph: „Ja!“ Und auch Ihre Freundin, Fräulein Meier — wollen Sie, bitte, den Kopf ein wenig heben, ich danke —, aber was hatte die für einen geschmacklosen Hut auf. (Nach einer Pause.) So! Ich danke verbindlich, Fräulein; ich denke, daß die Aufnahme sehr gut gelungen ist.“

Höchste Liebe. Sie: „Willst du mir also das Armband kaufen?“ — Er: „Ich frage dich schon zum drittenmal. Ja, warum redest du denn nicht?“ — Er: „Höchste Liebe schweigt.“

Zu Hause. Spitzhube (mit seiner Frau zankend, die sich eigenmächtig einen neuen Hut gekauft hat): „Hör mal, gegen diese Eigenmächtigkeit muß ich doch entschieden protestieren! Wer hat das Geld gestohlen, du oder ich?“

Beim Spazierengehen. Er: „Hast du die Dame eben bemerkt?“ — Sie: „Du meinst doch die mit dem Sammetkleid, dem echten Viberpelstragen, den Lackfesseln, den perlgrauen Handschuhen und dem Hut mit der Heliotropengarnitur und den rosa Schleifen?“ — Nein, genau hab' ich sie mir nicht angesehen — aber was wolltest du mir von ihr sagen?“

Allerlei Kurzweil.

Ergänzungsrätsel.

Am Bodensee ein Schloßlein,
Mit Zinne und Balkon,
Noch heut erzählt's dem Wanderer

Wie schön war's doch, als wir durch Blüten walteten —
Gedenkst du's noch, am Bächlein dort vorbei?
O, hätten wir uns beide so lieb behalten

Grüß Gott dich, Vaterstädtchen,
Nach weiter Reif' Bescherer;
Doch ich nicht sah mein Mädchen —

Ein Sigel steht vorm Spiegel
Und raunt sich heimlich zu:
„Geliebtes Ebenbild, —“

Amstellrätsel.

Wenn eine Stadt in Preußenland,
Tief sitzend in der Wölle,
Von alters her rühmlich bekannt,
Noch spielend wichtig' Rolle,
Du umflehst, reger Phantastie
Die Letztern schüttelnd wader, —
Siehst's ein modernes Pumpenvieh,
Klein, doch ein schlimmer Rader.

Worträtsel.

Gern fügt mein Wort dem Froh' sich zu,
Doch nimmermehr dem Gruf;
Zum Hoch' fügt sich's, doch nie es du
Mit Nieder' kennen lernst;
Mit Rang' ist's dir nicht unbekannt,
Zu Kurz' eint es sich nicht,
Mit Reich', da ist es nicht verwandt,
Mit Schwer' dem Leid verpflückt;
Zu Grob' gefällt es gerne sich,
Doch leider auch zu Klein'.
Mit Ueber' mahnt es Lust es dich,
Bei Unter' mag's nicht sein;
Doch immer findet sich's bei Frei',
Und findet sich zum Weh,
Und findet sich zur Woge Reiz,
Und reißt sich an der Fei';
Mit An' steigt auf ihm Thür und Thor,
Mit Un' hat's trüben Sinn,
Mit Ar' bewahrt' dich Gott davor,
Mit Wer' liegt Bittres dein.

Silbenrätsel.

1, 2.

Du hast wohl oft mich schon gesehn,
Und hast wohl oft mich schon gemacht
Gewissen Sünd' — wenn auch vergehn
Mein Sinn that manchem über Nacht:
Nicht festzuhalten ist mir Pflicht,
Ich mahn' dich auch an lächelnd' Schwert;
Wenn du mich trügst, siehst oft mich nicht,
Und die mich find, sind gar nichts wert.

3, 4.

Nach hat der Mensch, verschieden gar,
Nach hat der Erdball, hat die Zeit,
Dein Haar hat mich, und um ein Haar
Komm's auf mich an bei Kunden weit;
Auf zu den Sternen, weltentruht,
Inmitten hohen Daus Gehege,
Manch' erhebt Auge stehend blickt
Nachstimmend meinem Reitenwege.

1, 2, 3, 4.

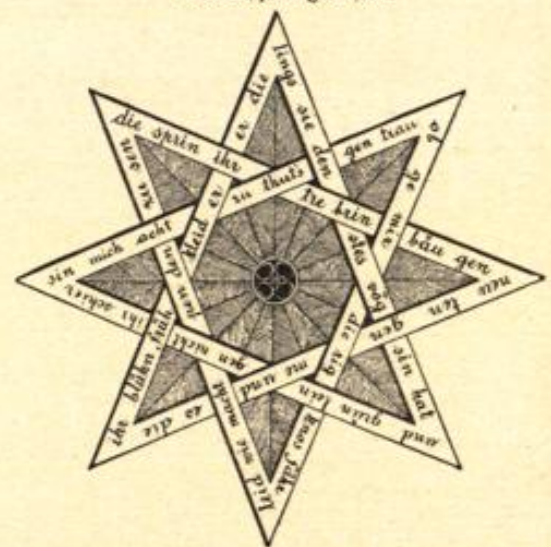
Das ganze Wort, es wird dir sagen:
Wie weit dich Dampf und Wind getragen.

Rösselsprung-Königszug.									
ein									gang
gang	ich	hin-	lie-	wenn	al-	les	in		
herz	bed	so	er-	ein	dein	ach	lein		
will	in	gen	er	ich	gel	gang	al-		
se-	der	dir	ein	dich	auf	will	sein		
die	für	tra-	tra-	den	woll	nur	le		
mich	mich	gen	und	den	hän-	dich	le-		
schleicht	ich	nichts	ja	für	den	see-	ne		
ja	auch	de	se-	er-	jan-	gen	mei-		
le-									ge

Auflösungen der Rätsel Seite 559.

Des Worträtsels: Tusch — Tusch.
Des Verwandlungsrätsels: Kellner, Keller, Kelle, Elle.
Des Silbenrätsels: Nordluft.
Des Umwandlungsrätsels: er: Juli — Julier. Alt — Alter. Kap — Roper. Ramm — Kammer. Kost — Laster. Pud — Puder. Koch — Röcher. Tang — Tanager. Mist — Rißter. Glend — Glender. Löser — Gelöser.
Des Buchstabenrätsels: Geheim — Geh heim!
Des Wiederanfangsraetsels: „Ob ich dich liebe, frage die Sterne“...

Ueberspringrätsel.



Welchen Text ergeben die Silben der vorstehenden Figur, wenn man dieselben in der Weise abliest, daß jedes eine bestimmte, und zwar immer die gleiche Anzahl von Silben überspringen wird?

Schachbriefwechsel.

D. B. in Langwedel. Ihre etwas spät uns zugegangene Lösung zu Nr. 5 ist tadellos richtig; ebenso zu Nr. 6.
J. D. in Großgarnstadt. Nr. 7 lösten Sie nicht richtig. Wir verweisen Sie auf die gedruckt mitgeteilte Lösung.
Richtige Lösung zu Nr. 7 ging ein von C. M. Teufel in Kronstadt. Emil Kantsch in Jüterburg (frühere Lösungen wurden gleichfalls mitgeteilt, zu 4 und 5 in Heft 18 auf Seite 439), Fritz Trübner in Berlin, Hans Turlach in Hamburg.

Handschriftenbeurteilung.

S. in E.: Ein schlagfertiger, diskussionskluger, gebildeter Mann von einer gewissen geistigen Selbständigkeit, aber doch mehr assimilationsfähig und gewandt in der Bewertung bereits gegebener Ideen als produktiv an neuen und originellen. Zur harmonischen Abrechnung Ihres Charakters und innerer Ausgeglichenheit sind Sie noch nicht gekommen. Sie geraten leicht in innere Konflikte, und Ihr Urteil ist nicht streng objektiv. Sie halten auf Geschma und Eleganz, ohne einen ästhetisch verfeinerten Geschmackssinn zu besitzen.

Georg in Frankfurt a. M. Noch ist es Ihnen nicht gelungen, selbständig eigene Wege zu gehen, ohne sich um das Äußerliche zu kümmern. Langsam und ruhig überlegend handeln Sie; eigenhändig und hartnäckig halten Sie fest an dem, was Sie erfasst und für richtig erkannt haben. In Ihren Gefühlen sind Sie dementsprechend treu, in der Empfindung gleichmäßig. Eitelkeit ist vorhanden, ebenso fehlt es Ihnen nicht an Egoismus.

R. J. in Dresden. Sie streben nach Effekt, haben Freude am Besonderen und Unerwarteten, können aber nicht Maß halten und werden leicht etwas umständlich und breiig. Es fehlt Ihnen nicht an Geschma, wohl aber an Durchbildung desselben. Phantastie und Eitelkeit trüben Ihnen den Blick und machen ein objektives Urteil für Sie unmöglich. Sie sind intelligent, haben eigene Ideen und originelle Einfälle. Der Naturanlage nach offen, sind Sie durch gemachte Erfahrungen vorsichtiger geworden und treten nur schwer aus sich und Ihrem Interessentkreise heraus. Es mag übrigens nicht immer eitel Sonne sein, mit Ihnen zu leben, denn Sie werden — trotzdem Sie nach Selbstbeherrschung streben — leicht heftig und können überhaupt recht scharf und rücksichtslos dreinfahren und in sehr egoistischer Weise in ferster Linie nur für sich besorgt sein. Selbstüberhebung ist eine große Gefahr für Sie.

Josephina J. — Dresden. Material ganz ungenügend. Siehe meinen Prospekt, der jedermann auf Wunsch franco zugehant wird. — Warmherzig, verständig, mehr Sinn für Häuslichkeit und die Freuden des intimen Kreises als für großartige Gesellschaft. Ordentlich und pünktlich. Einfach in der Bildung.

Otto B. in S. Ein lebhafter, thätiger Mann, der Freude am Besz hat, gern diskutiert, dabei gelegentlich etwas scharf werden kann, sich aber im ganzen besetzt, höflich entgegenkommend zu sein. Ihre Denkweise ist vorwiegend logisch. In Geschäftssachen halten Sie auf Ordnung und Pünktlichkeit, im Handeln sind Sie vorsichtig, aber durchaus ehrenhaft, nie trumme Wege wählend zur Erreichung eines Zweckes. Die Interessen sind vorwiegend materieller Art und irdische Genüsse kaum ohne Reiz für Sie.

R. G. Josef. Eine rein empfindende, der Leidenschaft fähige Frauennatur, welcher Klarheit und Scharfblick — verbunden mit logischem Denken — ein gutes, objektives Urteil ermöglichen. Im Verkehr ist die Schreiberin umgänglich, mittelst und zeigt Sinn für Humor, doch kennt sie auch recht melancholische Stimmungen, und trotzdem sie sich bemüht, der „Welt“ ein heiteres Gesicht zu zeigen, gelingt es ihr nicht immer. Ihr Eigenkann und ihre Energie äußern sich unter andern auch darin, daß sie in häuslichen Angelegenheiten gern dominiert. — Etwas mehr Weichheit und Vergnügen möchte man der Schreiberin wünschen.

42 Pfg. per Str. Verständig und im Urteil objektiv. Selbständig genug, um sich über alles seine eigene Meinung zu bilden, und Mut und Wahrheitsliebe, dieselbe nötigenfalls auch zu verteidigen und dazu zu stehen. Sie haben ein gutes Herz und sind der Aufopferung fähig, verlieren aber nicht viel unnötige Worte darüber. Sie geben gern, ohne ein Verschwender zu sein, sind stolz auf Ihre erworbenene Stellung und sehen zuversichtlich der Zukunft entgegen. Sie halten auf Anstand und Beobachtung des guten Tones.

J. E. Blech... Große geistige Klarheit, sowie Robesse und eine gewisse Vorgeheit charakterisieren Sie. Bildung, Interessen mannigfacher Art gehen Ihnen nicht abhanden. Sie haben auch Schamheitsinn, doch fehlt demselben die ästhetische Durchdringung. In der Ausdrucksweise sind Sie oft knapp, aber treffend, wie auch Ihr Urteil meist ein gutes, objektives ist. Sie sind energisch und konsequent in der Durchführung des Begonnenen. Selbsttätige Regungen sind nicht ausgeschlossen, aber es gelingt Ihnen oft, aus dem Kreise Ihrer eignen Interessen herauszutreten. Gern möchten Sie sparen, es gelingt aber nicht immer.

R. 68 in München. Wohl noch jung und unfertig. Vorherrschend Verstandesperson. Sehr klar, im Urteil nüchtern und objektiv; erwidert sich nur langsam und ist überhaupt etwas schwerfällig und umständlich — aber sehr treu und sehr wahr. Eitel und selbstgefällig. Energisch und bestimmt. Kann heiter und lustig sein.

L. Meyer, Mairfeld bei Ragaz (Schweiz.)

Was giebt es Neues?

Militär.

In der Verleihung der Kaiser Wilhelm-Erinnerungsmedaille wird fortan auf Befehl des Kaisers eine bemerkenswerte Neuerung eintreten. Der Kaiser hat sich nämlich bereit erklärt, in geeigneten Fällen ausnahmsweise und auf besonderen Antrag der Behörde auch solchen Veteranen die Medaille zu verleihen, die nach den bisher getroffenen Bestimmungen davon ausgeschlossen sind, das heißt den Veteranen, die mit dem Militärstrafgesetz in Konflikt geraten waren. Vornehmlich kommen solche Veteranen in Betracht, die ihre Strafe bereits vor dem Empfang der Kriegsmedaille erlitten, und weiter solche, welche sich zwar einer mit Ehrenstrafen bedrohten Handlung schuldig gemacht haben, deren Straftat aber im Hinblick darauf, das das verurteilende Gericht auf eine Ehrenstrafe nicht erkannt hat, eine mildere Beurteilung zulassen. In Betracht kommende Veteranen, die den Wunsch haben, die Kaiser Wilhelm-Erinnerungsmedaille zu besitzen, haben den zuständigen Behörden dieses zu melden, welche dann das Gesuch durch den betreffenden Regierungs-Präsidenten dem Kaiser zustellen lassen.

Ein neues Reglement über die Bekleidung und Ausrüstung der schweizerischen Armee berührt hauptsächlich die Kopfbedeckung. Für die Mannschaften ist nämlich die österreichische Feldmütze an Stelle der bisherigen holländischen „Polizeimütze“ französischer Modells getreten. Der Federbusch, den die höheren Offiziere vom Brigadefeldkommandeur aufwärts tragen, fällt in Zukunft fort. Ebenso giebt es von nun an keine „Briden“ mehr, wie die Schulterstücke hießen, die von den Offizieren getragen wurden. Die neuen „Ählselstücke“ gleichen vollständig den in der deutschen Armee gebräuchlichen. Den Offizieren ist von jetzt an gestattet, einen langen Kragen zum Mantel zu tragen.

Heilwissenschaft. Gesundheitspflege.

Eine „Nasenverschönerung“. In der letzten Sitzung der Berliner medizinischen Gesellschaft zeigte Dr. J. Joseph einen Fall, in dem zum erstenmal eine operative Verkleinerung der Nase zum Zwecke ihrer Verschönerung vorgenommen war. Es handelte sich um einen Herrn, der unter der dauernden Nasenstimmung, die ihm seine überaus große und ungeschönte Nase bereitete, fast schwermütig geworden war. Da hatte er eines Tages gehört, daß es gelungen sei, zu große Nasen auf das normale Maß zu bringen, und nun dachte er sich, was den Ohren recht, müsse der Nase billig sein. — Kurz, die Operation gelang aufs Beste, der Operierte ward von seinem „abgeschlichenen Ählsel“, wie er ihn nannte, befreit und kam zu seiner größten Freude in den Besitz einer Nase, die sich sehen lassen kann.

Die Diphtherie-Rage. Der Anteil, den die Haustiere an der Verbreitung ansteckender Krankheiten haben, wird wirkungsvoll illustriert durch folgende Mitteilung eines amerikanischen ärztlichen Fachblattes: Das Kind eines Arztes in Philadelphia erkrankte plötzlich an Diphtherie. In der ganzen Stadt war seit mehreren Monaten kein Diphtheriefall vorgekommen, und ebenso war das erkrankte Kind schon seit Wochen nicht aus dem Hause gekommen. Nach eingehender Untersuchung fand man, daß eine vagabundierende Katze mit dem Kind in Verührung gekommen war. Die Katze hatte Hustenanfälle, nieste häufig und erbrach sich öfter, und das Kind pflegte die Katze im Zimmer. Als das Tier mittels Chloroform getötet wurde, zeigte sich, daß dessen Kehlkopfswand mit einer grauen, fest anhaftenden Membran überzogen war, so daß kein Zweifel herrschen konnte, daß die Katze diphtheriekrank gewesen war und das Kind angesteckt hatte.

Warnungstafel.

Der „Reichsanzeiger“ warnt vor den Firmen Herder & Co. und Art Company, Bog 325 in Amsterdam, und Wilhelmus Wouwenberg und Kornelius Wilhelmus Hummeling, vor denen bereits früher gewarnt worden ist, welche inzwischen ihren Wohnsitz von Amsterdam nach Arnheim, Schutterstraat Nr. 48, verlegt haben.

Gerichtssaal.

Als höchst gewissenlos wurde das Verfahren der betreffenden Fabrikanten in einer Sitzung der Strafkammer II des Landgerichts zu Bremen von dem als Sachverständigen vernommenen Gerichtsarzt bezeichnet bei einer Verhandlung über die Eingehung

von kleinen sogenannten Kindermetallflöten, welche in Geschäften in Begehr beschlagnahmt waren. Diese Flöten, welche in Spielwarengeschäften zu zehn Pfennig das Stück verkauft werden, haben eine außerordentliche Verbreitung im Deutschen Reich gefunden. Da sie sich als äußerst gefährlich erwiesen haben, gehen die Behörden überall energisch dagegen vor. Bei der Untersuchung durch den Direktor des chemischen Laboratoriums wurde festgestellt, daß ein Teil der beschlagnahmten Flöten, welche von einem hannoverschen Engrosgelehrten als Zinkflöten verkauft und fakturiert sind, aus einer Metalllegierung mit 84,30 oder 81,40 Prozent Bleigehalt hergestellt sind. Rohgefäße dürfen nach den gesetzlichen Bestimmungen nicht einmal 10 Prozent Bleigehalt haben. Die Flöten sind ganz schwach vernickelt, dieser Ueberzug verliert sich indessen sehr schnell. Der Gerichtsarzt befandete, daß die Benutzung der Flöten wegen des starken Bleigehalts sehr gesundheitsgefährlich sei.

Anglistische Fälle und Verbrechen.

Auf dem Fahrrad gekorben ist in Reiz eine im Anfang der dreißiger Jahre stehende Frau, der aus Gesundheitsrücksichten das Radfahren empfohlen worden war. Als sie in einer Straße vor der Stadt auf und ab fuhr, klagte sie plötzlich über Uebelbefinden und neigte den Kopf vornüber. In dieser Situation blieb sie noch eine kurze Strecke Weges auf dem Rad, das ein Fahrenlehrer führte, bis dieser bemerkte, daß die Frau nicht mehr am Leben sei. Ein Schlaganfall hatte ihren Tod verursacht.

Meinistichwindler. Aus Prag (Provinz Böhmen) wird geschrieben: Zwei Schwindler suchen Geschäftsleute in hiesiger Gegend dadurch zu schädigen, daß sie ihnen ganz ordinäre billige Bleistifte für einen hohen Preis zu verkaufen suchen. Dieselben gehen in der Weise zu Werke, daß sie erst die Lehrer aufsuchen, sich als Reisende der Firma A. W. Haber vorstellen, einige Bleistifte mit der Erklärung vorlegen, es sei ein neues Fabrikat, welches die Firma als einheitlichen Schulstift einzuführen gedenke, erbiten sich nach Prüfung von den Lehrern eine schriftliche Erklärung, daß sie mit der Einführung des Stiftes Nr. 1320 einverstanden sind, und begeben sich, so ausgerüstet, zu den Kaufleuten, um denselben den von den Lehrern empfohlenen Bleistift für 4 Mark 80 Pfennig per Gros zu verkaufen, während dieselben in jedem Papiergeschäft für genau den halben Preis zu haben sind. Ein hiesiger Kaufmann, dem diese Stifte als ganz billige Ware bekannt waren und die Sache verdächtig erschien, verlangte Reiselegitimation, worauf der Schwindler schleunigst Reißaus nahm und noch einige Gros solcher Bleistifte im Stiche ließ. Da anzunehmen ist, daß dieselben anderweitig ihre Tätigkeit fortsetzen, sei nachdrücklich vor denselben gewarnt.

Kunst. Literatur.

Welche Stücke werden am meisten gegeben? Eine recht bezeichnende Statistik der im ersten Vierteljahr 1898 an den wichtigsten deutschen Theatern am meisten zur Aufführung gelangten Werke wird auf Grund des bei Breitkopf & Härtel (Leipzig) monatlich erscheinenden „Deutschen Bühnenjahresplans“ mitgeteilt. Blumenthal und Kadelburg, „Hans Hudebein“ erzielte 336, „Im weißen Rößl“ 264, Lauffs und Krauß, „Die Logenbrüder“ 153 Aufführungen, Angengruber, „Der Pfarrer von Kirchfeld“ 29, Bigel, „Garmen“ 86, v. Helldorf, „Das Joch“ 26, Dreher, „In Behandlung“ 88, Freund und Mannstadt, „Eine tolle Nacht“ 55, Hulda, „Jugendfreunde“ 138, Goldmark, „Das Heimchen am Herd“ 35, Halbe, „Mutter Erde“ 46, Hauptmann, „Die verurteilte Blode“ 132, Humperdinck, „Hänsel und Gretel“ 74, Jones, „Die Geisha“ 59, Kartweil, „Das grobe Hemd“ 42, Kienzl, „Der Evangelist“ 36, Langmann, „Bartel Turafer“ 77, Leoncavallo, „Der Bajazzo“ 82, Mascagni, „Cavalleria rusticana“ 93, Sudermann, „Johannes“ 141, Morituri 20, Wagner, „Der fliegende Holländer“ 53, „Die Meistersinger“ 57, „Lohengrin“ 79, „Tannhäuser“ 74, „Waldmäre“ 35, v. Wildenbruch, „Kaiser Heinrich“ 19, „König Heinrich“ 21.

Die Sirtinische Madonna in Stiderei-Arbeit. Ein wunderbares Kunstwerk deutschen Ursprungs zieht die Petersburger Kunstwelt an. Alara Rißberger aus Dresden hat die „Sirtinische Madonna“ aus der Dresdener Galerie in Seide wunderbar treu und kunstvoll nachgestickt. Es ist keine Gobelin- oder

Kreuzstichstickerei, sondern eine ganz neue Technik, die täuschend der Delmalerei ähnlich ist. Als die junge Sartin das Kunstwerk im vergangenen Jahr in Darmstadt sah, war sie dermaßen davon entzückt, daß sie die Künstlerin aufforderte, dasselbe aus dem Petersburger Publikum zu zeigen. Auf grober, grauer Leinwand mit einfacher Filofelleseide gestickt, hat das Kunstwerk nach Ansicht von Kennern einen ganz bedeutenden Wert. Die überall hinblickenden Augen der Madonna, jene großen, unergründlichen Augen, sind überraschend gelungen. Naturgetreu sind die Abtönung der Farben, die weichen Übergänge und die Plastik der Gewänder. Wie die Künstlerin mittelst, hat sie sechs Jahre an der Stickerei gearbeitet.

Vereinswesen. Sport.

Einen Wanderpreis für deutsche Männergesangsvereine hat Kaiser Wilhelm gestiftet. Der Wettstreit soll im Sommer 1899 (wahrscheinlich im Juni) zum erstenmal stattfinden, und zwar in Kassel. Es können nur solche Männergesangsvereine des Deutschen Reiches, welche mit mindestens hundert Sängern sich an dem Wettstreit beteiligen, zu dem Wettstreit zugelassen werden. Sängern von Beruf sind ausgeschlossen. Der Wanderpreis besteht in einem Kleinod aus edlem Metall und soll während der Zeit des Besizes von dem Vorsitzenden des betreffenden Vereins bei festlichen Gelegenheiten um den Hals getragen werden. Ein dreimaliger Sieg, wenn auch nicht hintereinander folgend, bringt das Kleinod in den dauernden Besitz des Vereins; andernfalls wird bei der Abgabe der Rame des Vereins mit der Jahreszahl des Sieges auf dem Kleinod vermerkt.

Vom Radfahren. Französische Blätter berichten neulich, daß berühmte Radfahrer bei der Militärmusterung in Frankreich als dienstuntauglich befunden worden seien. Auch bei dem Erprobungsfahrt in Baden sind, wie der „Allg. Ztg.“ geschrieben wird, von den Kommissionen Wahrnehmungen in dieser Richtung gemacht worden, die für den Radfahrersport nicht durchweg günstig sind. Bei eifrigen Jüngern dieses Sports fanden sich die Beinaermuskeln sehr stark entwickelt, während der Brustkorb in der Ausbildung zurückgeblieben und bisweilen selbst verkrümmt erschien. Wenn man allerdings viele passionierte Radfahrer vorbeugt und zusammengeknickt auf ihren Maschinen dahinjagen sieht, kann man von diesem Ergebnis eigentlich nicht überrascht sein; die Sache ist indessen wichtig genug, um die Aufmerksamkeit der ärztlichen wie der Sportwelt zu erregen.

Preisauusschreiben.

Der Alldeutsche Verband veröffentlicht in Gemeinschaft mit der Verlagsbuchhandlung von J. F. Lehmann in München ein Preisauusschreiben für vaterländische Jugendchriften, die in den Herzen der Jugend Liebe zu Kaiser und Reich und zum deutschen Volke wecken sollen. Die Aufgabe kann in Form einer Erzählung, in Lebensbildern, in einer geschichtlichen Darstellung, in Prosa oder in Gedichtform gelöst werden. Drei Preise in Höhe von 2000, 1500 und 1200 Mark sind ausgesetzt und können die nicht preisgekrönten Arbeiten zum Preise von 800 Mark oder zu 60 Mark für den Druckbogen erworben werden. Höchster zulässiger Umfang: 20 Bogen im Format der Alldeutschen Jugendchriften. Letzter Einlieferungsstermin: 1. April 1899. Die Namen der Preisrichter, sowie weitere Mitteilungen können durch die Geschäftsstelle des Alldeutschen Verbandes, Berlin W. 35, Lützowstraße 85b, oder durch die Verlagsbuchhandlung J. F. Lehmann, München, Landwehrstraße 70, erfahren werden.

Ehrenmeldung.

Die Rheinische Gummi- und Cellulosefabrik in Mannheim feierte dieser Tage ihr 25jähriges Geschäftsjubiläum. Angehörige der Firma wurden ohne Unterschied der Stellung nach Altersklassen gleich bedacht. Wer unter einem Jahr dem Geschäft angehört, erhielt 10 Mark, bis zu 3 Jahren Dienstzeit wurden die Arbeiter mit 20 Mark, bis zu 9 Jahren mit 50 Mark, bis zu 14 Jahren mit 100 Mark, bis zu 19 Jahren mit 200 Mark und einer silbernen Uhr, bis zu 23 Jahren mit 300 Mark und einer silbernen Uhr und bis zu 25 Jahren mit 500 Mark und einer goldenen Uhr bedacht. Ferner erhielten, wie die „Volkst.“ mitteilt, die bedürftigen Leute der Gemeinde ein Geldgeschenk von je 10 Mark.

Briefkasten.



Sieben ist erschienen: „Erni Dehain“. Ein Schweizer Roman

aus dem fünfzehnten Jahrhundert von Ernst Zahn in Göttingen. (Elegant gebunden M. 5.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt.) Der Verfasser behandelt die oft schon diskutierte Frage: Kann es dem Arzt Pflicht werden, einen unheilbar Kranken von seinen Leiden zu erlösen, indem er das Ende beschleunigt, statt es mit allen ihm zu Gebote stehenden Mitteln hinauszuziehen? Eine Frage, die nur bei dem besten Willen jemand den Mut gefunden hat. Hieselbst wie der Stoff des Romans ist der kulturgeschichtliche Hintergrund, den der Verfasser, selbst Schweizer, meisterhaft gezeichnet hat.

Johannes B. in G. Einrichtliche Geschäftsleute sind sich schon lange darüber klar geworden, daß die illustrierte Postkarte ein ausgezeichnetes Empfehlungsmittel ist. So hat zum Beispiel die bekannte Firma Otto Kabbcke, Schmeier- und Vogel-futterhandlung in Meerane, Sachsen, schon eine Serie illustrierter Postkarten ausgegeben, die zwölf verschiedene Abbildungen der bekanntesten einheimischen und ausländischen Sing- und Vögel in künstlerischer Darstellung und mehrfarbigem Chromodruck umfassen. Die Firma sendet jedem Auftraggeber einige dieser kleinen Kunstwerke gratis mit Auslieferung der Bestellung. Sammler von Postkarten können auch die ganze Serie zum Preise von 60 Pfennig beziehen.

Wwe. St. in G. Wenden Sie sich an die Stellenvermittlungskasse des Badischen Frauenvereins in Karlsruhe, die

sich mit Vermittlung von Stellen für die gebildeten Stände beschäftigt. Adresse: Karlsruhe, Gartenstr. 47.

Johannes Th. in G. Die Zahlmeisterlaufbahn beginnt mit dem Eintritt in den aktiven Militärdienst. Nach abgelegter Dienstpflicht müssen die Bewerber noch ein Jahr in der Front als Unteroffizier gedient haben. Alsdann folgt die Befähigung in einem Zahlmeisterbureau, bei der Befähigungskommission, sowie mindestens neunmonatliche Beschäftigung bei der Intendantur. Danach ist eine Prüfung abzulegen, nach deren Bestehen die Eintragung in die Liste der Zahlmeisteraspiranten erfolgt. Das Gehalt beträgt 1800 bis 3000 Mark, daneben Service- und Wohnungsgeldzuschuß.

Fr. Gertraud D. in K. R. 1. Geimrat für gebildete Mädchen und Frauen, Berlin W., Köthenerstr. 43. Damit verbunden ist ein „Damenhof“ für ein- und reisende Damen, die kürzeren Aufenthalt in Berlin nehmen wollen. 2. Wegen Abholens am Bahnhof (Postdammer oder Anhalter) wenden Sie sich am besten in direktem, rechtzeitigen Brief an die Vorleserin. 3. Durchaus empfehlenswert, in christlichem Sinn geleitet.

H. F. in M. So einfach ist dies nicht; wer von einer abigen Person an Kindeserbst angenommen wird, bedarf zur Führung des Adelspredikats stets noch der besonderen Erlaubnis des Landesherren.

Nikolaus B. in K. Wenden Sie sich an die Adresse: Hermann Michaelis, deutsche Buchhandlung in Johannesburg, Transvaal.

M. F. in B. Ihre Mitteilung, daß Sie in der nächsten Zeit etwa zwei Monate von Ihrem Wohnort abwesend

sein werden, geben wir hier weiter, im Interesse all der in letztem Heft angerufenen Anstaltsartenkäufer.

„Kleine Lilly“ in Winterthur. Vielleicht paßt Dir folgendes Albumsprüchlein für Deine Herzensfreundin:

Ein Rinderherd soll sein
Wie die Lili so rein,
Wie der Tau so klar,
Wie der Spiegel so wahr,
Wie die Quelle so frisch,
Froh wie der Vogel im Gebüsch.

Besten Dank auch für Dein herzlich, recht schön geschriebenes Briefchen!
Emilie K. in Glogau. Redaktionsgeheimnis!

Danna L. in P. „Frauen-Hilfe“, Blätter aus dem Evangelischen Diakonieverein. Für Nichtmitglieder pro Jahrgang 2 Mark (monatlich einmal). Bezugsadresse: Herborn, Bezirk Wiesbaden, Verlag des Evangelischen Diakonievereins.

„Abonnent“ in Jeffersonville, N.-A. Der neue große Roman „Paris“, der in Buchform erschienen (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Drei Bände, elegant gebunden in zwei Bänden, M. 8.—. Ihre Buchhandlung wird Ihnen das hochinteressante, den Abschluß des „Gylos“, „Loured“ — Rom — Paris“ bildende Werk gern vermitteln.

Louis St. in G. Von Druckfähigkeit noch weit entfernt, Sie machen sich das Dichten doch ein wenig gar zu leicht.

H. in P. Gefährlich nicht gestattet. „Leoni“ in Regentheim. Klavierarbeiten werden wieder durch tägliche Abschriften mit reinerem Geist vermittelt eines wackelnden Lappens. Später genügt ein wackelndes Abreiben.

Anstaltskarten tauschen: Karl Haberhauer, Briem, Eichborngasse. — Johann Seidl, Spindelmühl (Böhmen). — Hans Stuhldreier, Primaner Braunsberg, Ost-Pr. Arturo Bellini in Comacchio. Ein Spezialwert über „Wäuderei der Heringe und Kaler“ ist uns nicht bekannt; es existiert wohl auch kaum ein solches, da jeder Wäuderei seine eigne, vererbte Methode hat und der Prozeß selbst ein so einfacher ist, daß es seiner besonderen Schrift darüber bedarf.

Ja v. S. Schloss S. Necker, leistungsfähiger Firmen giebt es da allerorts genug; wollen Sie aber mit Ihrem Bezug „fertiger Wäuderei“ noch eine besondere Gutachten verbinden, so wenden Sie sich an den Thüringer Weber-Verein Gotha, Vorstand Landtagsabgeordneter C. F. Gräbel.

„Gouvernante“ in Lissabon. Die Einlage ist an Ihre Adresse sofort weitergeleitet worden. Herzliche Segensgrüße der treuen alten Abonnenten.

„Junge Hausfrau“ in G. bei O. Um festzulegen aus Partettstücken zu entfernen, reibt man dieselben erst mit Schmierseife richtig ein, gleißt dann etwas harten Weingeist darauf und gähndet diesen, unter Anwendung der nötigen Vorsichtsmaßnahmen, an. Der Flamm darf man nicht den Kleidern zu nahe kommen! Nach Erledigen schneuert man mit recht heißem Wasser tüchtig mehrmals nach; der Fleck wird dann unbedingt verschwunden sein.

Henry J. Pieper in Chicago. Verbündlichen Dank für Ihre freundliche Mitteilung, die wir dem betreffenden Anfragsteller übermitteln; gegebenenfalls werden wir uns gern an Sie wenden. Auf richtige Gegengröße!

O. K. in Potsdam. 1. Ist ganz und

gar unmöglich! 2. Rätselösungen bedürfen der Abonnementbescheinigung nicht; nur immer frisch zugucken! 3. Ein Preisbillet wird Nr. 1 des nächsten Jahrgangs bringen. 4. Daron ist ernstlich abgesehen, um so mehr bei der gänzlichen Unkenntnis der Landessprache. 5. Ja. 6. In betreffendem Fall war das „Unrecht“ gewisslos auf Ihrer Seite.

Emil B. in Braunschweig. Nicht ohne poetisches Empfinden, aber zu verdrahtet im Gedanken.

Gustav M. in Dreisack. Ein Inserat in der „Neuen Züricher Zeitung“, „Gazette de Lausanne“ oder „Journal de Genève“ dürfte Sie am besten zum Ziele führen.

Wilhelm D. in G. Der R. T. grüßt und wartet! Pastor L. in G. R. Herzlichen Dank für Ihre freundliche Anerkennung und Weiterempfehlung. Die gewünschten Probenummern sind an Ihre Adresse abgegangen.

„Inkultursvorkämpfer“ in P. „Deutscher Dichtersaal“. Lyrische Anthologie von Georg Scherer. Mit vielen Porträts und Illustrationen. 15. Auflage. Elegante gebundene M. 7.—. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Wir wählen Ihnen für den angegebenen Gesichtszweck nichts Geeigneteres zu empfehlen.

„Sommerwälsche am Rhein“. Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm —

„Jenny“ in B. Unserem graphologischen Mitarbeiter übergeben.

August D. in P. Sie müssen erst ein Jahr mit der Waffe gedient haben, bevor Sie sich zur Ausbildung als Jagarettgehilfe melden können, beziehungsweise kommandiert werden.